Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 155 (1987)

Heft: 16

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

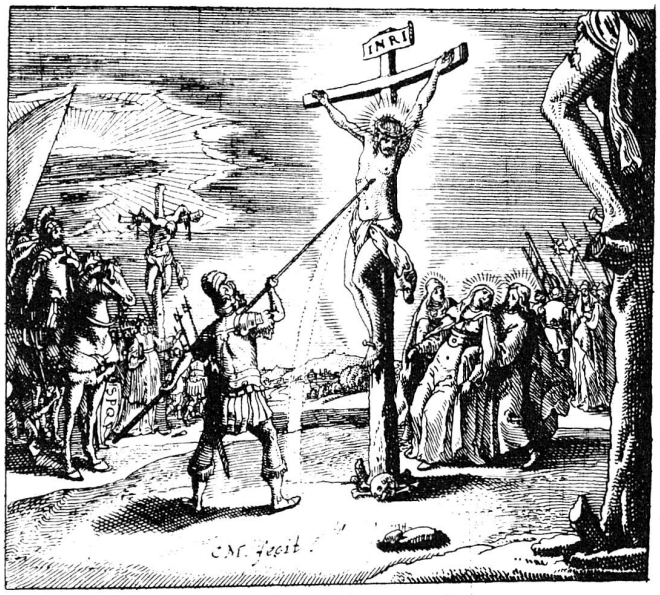
Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE

Schweizerische Kirchenzeitung

Andächtige vnd Einfaltige
Betrachtung
Des bittern Leidens vnd Sterbens
vnsers Seeligmachers Jesu Christi.



Hier Christus für vns alle stirbt
Vnd vns das Himmelreich erwirbt,
Wer an Ihn glaubt wird nicht gericht
Er siht den Todt auch selber nicht.

Andächtige vnd Einfaltige
Betrachtung
Der Sigreichen Auffer stehung
vnsers Heilands Jesu Christ.

Das Leben hatt vns Christus bracht,
In dem Er nam dem Tod sein Macht
Das Gfängnuß Er gefangen führt
Wer glaubt, mit Ihm auch dort regiert.

«Das Leben hatt uns Christus bracht...»

Der Zürcher Kupferstecher und Maler *Conrad I. Meyer* (1618–1689) ist in seiner Zeit vor allem berühmt gewesen wegen seiner Porträts der Vornehmsten der Stadt. Von diesen sagt J. C. Füssli, Meyer habe sie gemalt «mit der ihm eigenen Gabe, sehr ähnlich, auf eine leichte und meisterhafte Art». Diese realistische Charakteristik seiner Porträtkunst ist unschwer auch wiederzuerkennen bei seinen Darstellungen von religiösen Motiven. So zeigen die beiden Stiche, die auf dem heutigen Titelblatt abgedruckt sind, Kreuzigung und Auferweckung Jesu in einer so realistischen Weise, als wäre man – gleichsam wie ein Porträtmaler – dabei gewesen.

Dieser Realismus in der Darstellung zwar weniger der Kreuzigung, sondern vor allem der Auferweckung Jesu ist dem modernen Christen mehr und mehr unzugänglich geworden, wenn nicht überhaupt abhanden gekommen. Doch was ist an seine Stelle getreten? Ist damit nicht der Glaube an die Auferweckung Jesu Christi selbst bei Christen weithin in den Bereich des Unvorstellbaren, des Undenkbaren und damit auch Unglaubhaften entrückt? Bringt der Bielefelder Religionssoziologe Niklas Luhmann diese moderne Mentalität nicht treffend auf den Begriff, wenn er herausstreicht, dass die «Fakten der Welt» für die meisten Zeitgenossen das Letzte sind und dass sie bewältigt werden müssen «ohne happy end, ohne Auferstehung, ohne ewiges Leben»? Und speziell für die christliche Theologie hält er die ungeheuerliche Zumutung bereit, sie müsse «auf den Zusatzmythos der Auferstehung verzichten» und sagen können, «weshalb diese Umkehrung der Frage- und Negationsrichtung auf Golgotha das letzte Wort bleibt – auch für ihren Gott»[1]? Es ist aber heute sehr die Frage, ob wir Christen diese Zumutung Luhmanns wirklich noch als ungeheuerlich empfinden oder ob wir nicht selber den in der Auferweckung Jesu Christi in einer revolutionär neuen Weise handelnden Gott dermassen zum blassen und blossen Horizont unseres menschlichen Handelns haben herabsinken lassen, dass auch uns der Auferweckungsglaube wie ein unter Umständen auch entbehrlicher «Zusatzmythos» vorkommt.

Was heute so oft in diesem Gewand moderner Aufgeklärtheit daherkommt, entpuppt sich aber unter der Hand als eine übergrosse und teilweise blinde Anpassungsleistung vieler Christen und Kirchen an die typisch europäische Manier liberal-bürgerlicher Skepsis, die bekanntlich nach dem Motto lebt: «Lieber ein Sperling in der Hand als eine Taube auf dem Dach.» Entsprechend ist es dieser liberal-bürgerlichen Mentalität ernst eigentlich nur mit dem, was man (oder ist es nur ein Zufall, dass gerade die Schweizer zu den am besten versicherten Menschen der Welt zählen?) sicher in den eigenen Händen halten kann, und der es behaglicher ist, sich mit dem todsicheren Ende ihres eigenen Lebens wie auch mit dem atomar-sicheren «Holocaust» der Welt abzufinden, als sich auf die revolutionär neue und die Gesamtheit der weltlichen Systeme ebenso wie unsere eingeschliffenen Denk- und Verhaltensgewohnheiten durch- und aufbrechende Wirklichkeit der Auferweckungspraxis Gottes im Damals Jesu wie im Heute seiner Welt einzulassen.

Der christliche Osterglaube muss deshalb als Tatbeweis dafür gelten, wie es im heutigen Christentum um den Glauben an Gottes Handeln in der Geschichte der Menschen in der Kraft seines lebenschöpferischen Geistes, der uns als die aktivierende Energie Gottes in der Geschichte verheissen ist, steht: ob wir Christen selber Gott nicht schon aus allzu vielen Bereichen des menschlichen Lebens und gesellschaftlich-politischen Zusammenlebens hinauskomplimentiert und ihm in diesen Bereichen – beispielsweise in der Asylfrage – ein «Bussschweigen» auferlegt haben, so dass wir schliesslich den lebendigen Gott selber zu einer leblosen, geschichtsjenseitigen und weltenthobenen Abstraktion hinuntergestuft haben, oder ob wir nicht gerade im Blick auf Ostern, die deutlichste Geschichtstat Gottes, neu lernen könnten, wer gemäss der biblischen Verheissung Gott in Tat und Wahrheit

16/1987 155. Jahr 16. April

«Das Leben hatt uns Christus bracht...» Der Auferweckungsglaube darf nicht zum «Zusatzmythos» verkommen! Eine Osterbetrachtung von
Kurt Koch **266**

Ist Gott am Kreuz gestorben?
Auf der Suche nach dem wahrhaft christlichen Gott. Ein Beitrag von
Mauro Jöhri **266**

An die Priester zum Gründonnerstag 1987 Schreiben von Papst Johannes Paul II. **271**

Basisgemeinden erneuern Afrikas Kirche Ein Bericht von
Walter Ludin **275**

«Cum humanitate et caritate»
Von der Bischofsweihe in Freiburg berichtet
Rolf Weibel **276**

Berichte **277**

Hinweise **277**

Amtlicher Teil **278**

Theologie

Ist Gott am Kreuz gestorben?

0. Einleitung

Der Titel dieses Aufsatzes[1] mag als provozierend und als verunsichernd empfunden werden. Immerhin hat man das Fragezeichen zu beachten: Ist Gott am Kreuz gestorben? Das Ganze steht als Frage und nicht etwa als Behauptung da. Allgemein formuliert, geht es um die Frage: Wie kann man heute christlich angemessen von Gott reden? Oder noch anders: Wer ist eigentlich der christliche Gott?

Der Glaube an Gott wurde im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte stark angefochten. Lässt man sich auf die verschiedenen Einwände der Religionskritik ein, so kommt man nicht darum herum, ihnen einen hohen Grad an Einsicht und Vernünftigkeit zuzugestehen. Geht man all die wichtigsten Vorwürfe durch, so entsteht der Ein-

[1] Ursprünglich als Vortrag in der öffentlichen Vortragsreihe der Theologischen Hochschule Chur «Kann man heute vernünftig an Gott glauben?» (vgl. SKZ 13/1987) am 1. Mai 1986 gehalten. Erscheint leicht geändert. Die bibliographischen Angaben beschränken sich auf ein paar wesentliche Hinweise und beanspruchen keineswegs, vollständig zu sein.

ist: Nur derjenige, der den wahrhaft revolutionären «Tigersprung ins Vergangene» schafft[2] und auch den unter den Menschen so oft der Vergessenheit anheimgegebenen Toten und Opfern unserer Geschichte neues Leben schenkt, verdient den Namen «Gott». Umgekehrt aber ist ein «Gott», dem wir auf Golgotha ebenso wie an unserem eigenen Lebensende nicht noch einmal Handlungsmöglichkeiten zutrauen, weder als Gott gedacht noch als Gott ernstgenommen.

Wäre es nicht höchste Zeit, dass wir Christen heute uns neu von der Glaubensüberzeugung anstecken lassen, die die alte Kirche durchgehend so artikuliert hat: «Nimm die Auferstehung hinweg, und auf der Stelle zerstörst du das Christentum»? Und haben wir zur Revitalisierung dieses Glaubens nicht einen gehörigen Schuss desjenigen Glaubensrealismus (nicht nur im Blick auf die Kreuzigung, sondern auch und vor allem im Blick auf die Auferweckung Jesu Christi) nötig, der in den Stichen von Conrad Meyer ebenso zum Ausdruck kommt wie in den sie meditierenden Texten: «Das Gefängnuss Er gefangenführt. Wer glaubt, mit Ihm auch dort regiert.» Dann würden wir bestimmt auch wieder dessen neu ansichtig, dass die Auferweckung Jesu Christi aus den Fesseln des Todes zum befreiten Leben Gottes ein universales Ereignis ist, das nicht nur den Tod des einzelnen Menschen betrifft, sondern auch die pompösen Todesfabriken der heutigen Gesellschaft und die gesamten Todesverhältnisse des Hungers und der militärischen Aufrüstung, der Ausbeutung und Unterdrückung in der heutigen Welt.

Auch alte und auf den ersten Blick ver-altete Bilder können ungemein aktuell sein, wenn man nur die De-Mut aufbringt, die Hülle des Vordergründigen zu durchstossen und sich in ihre unverwelkte Wahrheit einzugraben: «Das Leben hatt uns Christus bracht, in dem er nam dem Tod sein Macht» – auch heute überall dort, wo der Tod sich schmarotzerhaft breitmacht in den persönlichen, zwischenmenschlichen und politischen Verhältnissen. Hier die Macht des Todes und seine Helfershelfer aufzuspüren und sie leidenschaftlich mit dem Lebenswillen des österlichen Gottes zu überwinden: auch diese Auferweckungspraxis der Christen ist Teil jenes Glaubensrealismus, den wir Christen vielleicht allererst wieder lernen müssen...

Kurt Koch

[1] N. Luhmann, Funktion der Religion (1977) 199.

[2] W. Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, in: Illustrationen. Ausgewählte Schriften ([2]1980) 251–261, zit. 259.

---

druck – ein sehr theologischer zudem –, es sei viel einfacher zu sagen, was Gott nicht ist, anstatt positiv über ihn zu reden. Diesen Eindruck bezeichne ich als «theologisch», weil er weitgehend mit dem Grundsatz der negativen Theologie übereinstimmt, nach der es eben leichter ist zu sagen, was Gott nicht ist, als was er eigentlich ist.[2]

Die Inhalte der Kontroverse haben sich inzwischen stark geändert, denn wenn es früher hiess, Gott sei unendlich (also nicht endlich wie wir), er sei unveränderlich (also nicht veränderlich und unbeständig wie wir Menschen), so muss es heute heissen, er dürfe nicht einfach eine Projektion unserer Wünsche sein, er dürfe nicht zum ideologischen Überbau einer verkehrten Gesellschaftsordnung gemacht werden, er dürfe nicht zum Garanten einer Sklavenmoral gemacht werden, in der die Schwachen ihr Ressentiment gegen die Starken hervortun, er dürfe auch nicht eine Haltung des andauernden Infantilismus zementieren.

Heutige Theologie weiss um all die vielen Einwände und sieht sich dazu gedrängt, ihr Reden von Gott neu zu präzisieren. Das kann ihr aber nur dann gelingen, wenn sie auch bereit ist, die erhobenen Vorwürfe ernst zu nehmen, und wenn sie sich radikal auf den Gott Jesu Christi zurückbesinnt.

1. Die Herausforderung des neuzeitlichen Atheismus

Die Neuzeit hat sich weitgehend im Zeichen des Menschen mit seinem Drang nach Freiheit und Emanzipation verstanden. Dieselbe Neuzeit empfand den Glauben an Gott als ihr grösstes Hindernis auf dem Weg zur Realisierung der unendlichen emanzipativen Möglichkeiten des Menschen.

Von daher hat man die Konzentration der verschiedenen Angriffe auf den Gottesglauben zu erklären. Dabei begnügt sich die Religionskritik nicht mit einer einfachen und oberflächlichen Negation Gottes, sie ist vielmehr bemüht, den eigentlichen Grund eines solchen Glaubens freizulegen, um ihn dann als nichtig erklären zu können. In diese Richtung bewegt sich vor allem die Kritik von Ludwig Feuerbach und dann auch die von Karl Marx.

Gefragt wird nicht so sehr nach Gott an sich, sondern nach dem Gottesgedanken, so wie er im Menschen entsteht und wie er von diesem verwendet wird. Die wichtigsten Züge dieser Kritik sollen hier kurz in Erinnerung gerufen werden, denn sie haben indirekt einen wichtigen Einfluss auf die heutige theologische Rede von Gott ausgeübt.

1.1 Ludwig Feuerbach

Nach Ludwig Feuerbach[3] sind Religion und ihre Inhalte, vor allem die Gottesvorstellungen, eine Schöpfung der Phantasie und der Einbildungskraft. Dabei ist es aber von grösster Wichtigkeit, herauszufinden, worauf diese Einbildungskraft ausgerichtet ist, welchen Bedürfnissen sie entspricht. So kommt Feuerbach zu folgender Analyse: «Was der Mensch nicht wirklich ist, aber zu sein wünscht, macht er zu seinem Gott, oder das ist sein Gott.» Hätte der Mensch keine Wünsche, so hätte er auch keine Religion. Der Mensch glaubt an Götter, weil er den Trieb hat, glücklich zu sein. Er glaubt ein seliges Wesen, weil er selbst selig sein will; er glaubt ein vollkommenes Wesen,weil er selbst vollkommen zu sein wünscht; er glaubt ein unsterbliches Wesen, weil er selber nicht sterben will. Was er selbst nicht ist, aber zu sein wünscht, das stellt er sich in seinen Göttern als seiend vor. Die Götter sind die in wirkliche Wesen verwandelten Wünsche der Menschen. Daraus folgt dann, dass jeder Gott ein Wesen der Einbildung ist, ein Bild, und zwar ein Bild des Menschen; aber ein Bild, das der Mensch ausser sich setzt und als selbständiges Wesen vorstellt. Daraus ergibt sich weiter nach Feuerbach: «In dem Gegenstande der Religion, den wir griechisch Theos, deutsch Gott nennen, spricht sich nichts anderes aus als das Wesen des Menschen.» In diesem Sinne wird es bei ihm auch heissen: «Nicht Gott schuf den Men-

[2] Vgl. J. Hochstaffl, Negative Theologie, München 1976.

[3] Zu den durch die Religionskritik erhobenen Vorwürfen vgl. die leicht zugängliche Sekundärliteratur, wo auch die wichtigsten Texte zu finden sind: H. Fries, Abschied von Gott? Eine Herausforderung – Versuch einer Antwort, Freiburg i. Br. [5]1977; ders. (Hrsg.), Religionskritik von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Autoren-Lexikon von Adorno bis Wittgenstein, Freiburg i. Br. [3]1983; H. Zahrnt, Stammt Gott vom Menschen ab? Zürich 1979.

schen nach seinem Bilde, sondern der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde.»

Feuerbach ist damit überzeugt, die Nichtigkeit Gottes bewiesen zu haben. Nun liege es am Menschen, zu sich selber zurückzukehren, um ganz und allein sich selbst zu sein. Feuerbach hat es folgendermassen formuliert: «Der Wendepunkt in der Geschichte der Menschen wird der Augenblick sein, in dem es dem Menschen bewusst wird, dass der einzige Gott der Menschen der Mensch ist.» Der Prozess der Projektion auf Gott wird also als Entfremdung und als Illusion entlarvt. Von beiden gilt es nach ihm Abschied zu nehmen.

1.2 Karl Marx

Die Religionskritik von Karl Marx knüpft direkt an das von Feuerbach Gesagte an. In der Einleitung zu seiner frühen Schrift «Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie» (1844) schreibt er nämlich: «Es gibt keinen anderen Weg zur Wahrheit und zur Freiheit als den Feuer-bach. Der Feuerbach ist das Purgatorium der Gegenwart.» Doch bei der Entlarvung der Nichtigkeit Gottes hat man noch einen Schritt weiter zu gehen. Es genügt nicht, wie Feuerbach vom Menschen als allgemeinem Wesen zu sprechen, man muss viel mehr vom wirklichen Menschen ausgehen, vom Menschen also, der durch wirtschaftliche und soziale Faktoren geprägt ist. Auf dieser Ebene entdeckt man dann, dass «das religiöse Gemüt selbst ein gesellschaftliches Produkt ist». Die Religion ist der phantastische Ersatz für die nicht erfolgte Erfüllung des gesellschaftlichen Wesens des Menschen. Sie wächst auf dem Boden des Elends, der Ausbeutung, der Leibeigenschaft des Feudalismus. Und obwohl sie «der Seufzer der bedrängten Kreatur» ist und «Protest gegen das Elend», so bleibt sie «Opium des Volkes», denn sie vermag die verkehrte Welt gar nicht zu verändern, sie vermittelt illusorisches statt wirkliches Glück.

Marx bleibt nicht bei der Entlarvung der Nichtigkeit Gottes stehen; er schreibt nämlich weiter: «Die Kritik der Religion ist die Kritik des Jammertales, dessen Heiligenschein die Religion ist. Die Kritik hat die imaginären Blumen an der Kette zerpflückt, nicht damit der Mensch die phantasielose, trostlose Kette trage, sondern damit er die Kette abwerfe und die lebendige Blume breche.» Ähnlich wie bei Feuerbach heisst es abschliessend: «Die Kritik der Religion endet mit der Lehre, dass der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei.» Auf weitere Elemente der marxschen Kritik können wir nicht eingehen, doch das bisher Gesagte sollte zureichend geklärt haben, wie auch hier aufgrund einer bestimmten Analyse versucht wurde, Gott als nichtig zu entlarven. Auch hier steht Gott dem wirklichen Glück des Menschen im Weg, darum gilt es ihn auch zu verneinen.

1.3 Friedrich Nietzsche

Im Namen des ungebändigten Lebens, im Namen der starken Geister hat sich auch Friedrich Nietzsche für den Menschen gegen Gott eingesetzt. Mit seinem starken Bild vom Tode Gottes, den er durch den tollen Menschen verkünden lässt, hat er die philosophischen Analysen Feuerbachs und Marx' für breitere Kreise zugänglich gemacht und die Tragweite dieser Überlegungen erst richtig ins Bewusstsein gerufen.

Es lohnt sich, ein paar Zeilen aus dem Abschnitt 123 aus dem Buch «Die fröhliche Wissenschaft» zu lesen. Der Abschnitt ist überschrieben: «Der tolle Mensch». Von ihm schreibt Nietzsche: «Habt ihr nicht von jenem tollen Menschen gehört, der am hellen Vormittage eine Laterne anzündete, auf den Markt lief und unaufhörlich schrie: ‹Ich suche Gott! Ich suche Gott!› – Da dort gerade viele von denen zusammenstanden, welche nicht an Gott glaubten, so erregte er ein grosses Gelächter. ‹Ist er denn verlorengegangen?› sagte der eine. ‹Hat er sich verlaufen wie ein Kind?› sagte der andere. ‹Oder hält er sich versteckt? Fürchtet er sich vor uns? Ist er zu Schiff gegangen? Ausgewandert?› – so schrien und lachten sie durcheinander. Der tolle Mensch sprang mitten unter sie und durchbohrte sie mit seinen Blicken. ‹Wohin ist Gott?› rief er. ‹Ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet – ihr und ich! Wir alle sind seine Mörder!»

Dieses grosse, epochemachende Ereignis ruft bei Nietzsche einen zwiespältigen Eindruck hervor. Einmal ist es die Angst vor dem Ungewissen und dann wiederum die Freude für die gewonnene Freiheit.

Das Ungewisse wird im gleichen Abschnitt 123 mit einer langen Folge von Fragen durch den tollen Menschen so ausgedrückt: «Aber wie haben wir dies gemacht? Wie vermochten wir das Meer auszutrinken? Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen? Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht? Müssen nicht Laternen am Vormittage angezündet werden? Hören wir noch nichts von dem Lärm der Totengräber, welche Gott begraben? Riechen wir noch nichts von der göttlichen Verwesung? – Auch Götter verwesen! Gott ist tot! Gott ist tot! Und wir haben ihn getötet!»

Am Schluss des Abschnittes 343 bricht dann auch die grosse Freude hervor. Dort heisst es nämlich: «Stehen wir vielleicht zu sehr noch unter den nächsten Folgen dieses Ereignisses – und diese nächsten Folgen, seine Folgen für uns, sind, umgekehrt als man vielleicht erwarten könnte, durchaus nicht traurig und verdüsternd, vielmehr wie eine neue, schwer zu beschreibende Art von Licht, Glück, Erleichterung, Erheiterung, Ermutigung Morgenröte ... In der Tat, wir Philosophen und ‹freien Geister› fühlen uns bei der Nachricht, dass der ‹alte Gott tot› ist, wie von einer neuen Morgenröte angestrahlt; unser Herz strömt dabei über von Dankbarkeit, Erstaunen, Ahnung, Erwartung – endlich erscheint uns der Horizont wieder frei, gesetzt selbst, dass er nicht hell ist, endlich dürfen unsere Schiffe wieder auslaufen, auf jede Gefahr hin auslaufen, jedes Wagnis des Erkennenden ist wieder erlaubt, das Meer, unser Meer liegt wieder offen da, vielleicht gab es noch niemals ein so ‹offenes Meer› .»

Bei Nietzsche sticht das argumentativ analytische Moment nicht so sehr hervor, doch gelingt es ihm, mit einer faszinierenden Sprachgewalt das Empfinden seiner Epoche auszudrücken.

1.4 Erstes Ergebnis

Gott als Projektion des unglücklichen Menschen, als Opium für die Unterdrückten, als Feind des nach Emanzipation und Freiheit strebenden Menschen, ist als nichtig entlarvt worden, er ist tot. Alle philosophischen Versuche, die von der bestehenden Wirklichkeit ausgehend die Existenz Gottes zu beweisen versuchen, kommen nicht weiter als zum Gedanken seiner Existenz. Nichts kann uns versichern, dass diesem Gedanken überhaupt eine Wirklichkeit entspricht.

Auf diese Einwände lässt sich durchaus antworten, doch behalten sie die hartnäckige Kraft des bohrenden Zweifels. Sie fordern die christliche Theologie heraus, ihre Rede von Gott gründlich zu überprüfen und zu präzisieren. Aus ihnen lässt sich durchaus schliessen, was Gott auf keinen Fall sein darf, nämlich Projektion dessen, was der Mensch selber zu sein hat, ideologischer Überbau einer ungerechten Gesellschaftsordnung, der Feind der menschlichen Freiheit.

Der erste Eindruck ist wohl der, dass jegliches theologische Reden von Gott, will es die verschiedenen Einwände bedenken, schwieriger geworden ist. Theologie kann aber auf ein solches Reden keinesfalls verzichten; um verantwortliche Rede zu sein, hat sie aber die durch den neuzeitlichen

Atheismus geschaffenen Voraussetzungen zu berücksichtigen.

2. Zwei vorläufige Antwortversuche

2.1 Die «Gott-ist-tot-Theologie»

Zuerst möchte ich kurz auf eine theologische Strömung eingehen, die zeitlich erst spät ansetzt, nämlich in den 60er Jahren, und die irgendwie vor den Einwänden der Neuzeit kapituliert hat. Es handelt sich um die sogenannte «Gott-ist-tot-Theologie», die von drei nordamerikanischen Theologieprofessoren (T. Altizer, P. van Buren, W. Hamilton) und von der deutschen Theologin Dorothee Sölle vertreten wurde.[4]

Sie alle plädieren für einen christlichen Atheismus, und dies als unumgängliche Konsequenz dessen, was Nietzsche und andere den Tod Gottes genannt haben. Nach Sölles Buch «Stellvertretung. Ein Kapitel Theologie nach dem Tode Gottes» (1965) ist «der Tod Gottes jenes alles bestimmende Ereignis, das sich innerhalb der letzten zweihundert Jahre europäischer Geschichte begeben hat. Es ist ein geschichtliches Ereignis ...» Was genau unter der Rede vom «Tode Gottes» zu verstehen ist, bleibt bei ihr irgendwie in der Schwebe. Es kann folgendes bedeuten: Gott ist «abwesend», «lässt sich nicht bei uns sehen», ist «verreist». Wie dem auch sei, so versucht diese theologische Strömung, da der Weg zu Gott versperrt ist, sich radikal auf Jesus einzulassen. Nach Sölle muss nun Jesus Gott bei uns vertreten, ist allerdings nicht «Ersatz» Gottes, sondern «hält jetzt diesem abwesenden Gott seine Stelle bei uns offen», damit wir ihm nicht «kündigen».

Der Tod Gottes ist nur der Tod seiner Unmittelbarkeit, während Christus «lebt». An diesen wenigen Andeutungen erkennt man bereits, wie diese Theologen einen vieldeutigen Begriff vom Tode Gottes verwenden. Sie wollen sich radikal auf Jesus einlassen, sind aber kaum imstande, den eigentlichen Grund ihrer Wahl darzulegen. Zudem ist das Programm einer Theologie – und Theologie heisst bekanntlich Rede von Gott – nach dem Tode Gottes ein Widerspruch.

Sehr hart hat sich Walter Kasper über diese theologische Strömung geäussert: «Freilich wurde sehr bald offenbar, dass diese theologische Modeströmung im Widerspruch zu sich selbst steht. Denn wenn Gott tot ist, dann ist es auch die Theologie, was zumindest von der Gott-ist-tot-Theologie inzwischen gilt. Sie hat sich mit dem modernen Atheismus nicht auseinandergesetzt, sondern vor ihm kapituliert und sich damit jeder Möglichkeit begeben, von anderen als atheistischen Grundlagen aus zu argumentieren. Was übrig blieb, waren einige theologische Wortfassaden ohne theologischen Inhalt.»[5]

2.2 Der «schwache Gott» Dietrich Bonhoeffers

Zeitlich vor der «Gott-ist-tot-Theologie» hat sich bereits Dietrich Bonhoeffer in seinen Aufzeichnungen im Gefängnis (postum veröffentlicht unter dem Titel «Widerstand und Ergebung») zu diesem Problemkreis geäussert. Das neuzeitliche Streben nach Autonomie und der Versuch, die Welt ohne die Hypothese Gott zu erklären, sind ihm bestens bekannt, und er versucht sie auch gebührend zu würdigen. Doch versteht er sie nicht primär im Sinne eines endgültigen Abschieds von Gott als viel eher als willkommenen Anlass, im kritischen Gegenüber zur theologischen Tradition neu nach einem christlichen Gottesbegriff zu fragen.

Wenn nun die mündig gewordene Welt vom Deus-ex-machina, also vom Lückenbüsser-Gott, Abschied genommen hat, um in der Welt ohne Gott zu leben, so sei dies zu begrüssen, denn es ermöglicht, Gottes Gottsein neu zu denken, diesmal nicht von den Bedürfnissen der Welt ausgehend, sondern von Gott in seiner Offenbarung. Die neue Situation ist ihm willkommener Anlass, das biblische Gottesverständnis im Zusammenhang unseres geschichtlichen Weltverständnisses erneut zur Geltung zu bringen: «Gott lässt sich aus der Welt hinausdrängen ans Kreuz, Gott ist ohnmächtig und schwach in der Welt und gerade und nur so ist er bei uns und hilft uns.» An anderer Stelle heisst es: «Es ist Matth 8,7 ganz deutlich, dass Christus nicht hilft kraft seiner Allmacht, sondern kraft seiner Schwachheit, seines Leidens!»

Diese Einsicht führt folgerichtig zu einer radikalen Kritik des religiösen Verhaltens, das in der Not mit einem starken und allmächtigen Gott rechnen möchte. Religionskritik nicht mehr im Namen des Menschen, sondern ganz bewusst im Namen des christlichen Gottes. Bonhoeffer hat es so formuliert: «Hier liegt der entscheidende Unterschied zu allen Religionen. Die Religiosität des Menschen weist ihn in seiner Not an die Macht (!) Gottes in der Welt, Gott ist der Deus-ex-machina. Die Bibel weist an die Ohnmacht und an das Leiden Gottes: nur der leidende Gott kann helfen. Insofern kann man sagen, dass die beschriebene Entwicklung zur Mündigkeit der Welt, durch die mit einer falschen Gottesvorstellung aufgeräumt wird, den Blick freimacht für den Gott der Bibel, der durch seine Ohnmacht in der Welt Macht und Raum gewinnt.»

Hier wird die Rede vom Tode Gottes wieder in die Theologie zurückgeführt, doch nicht im Sinne einer Kapitulation, sondern vielmehr als Besinnung auf den Gott Jesu Christi. Die Entwicklung der Neuzeit hat insofern den geeigneten Raum geschaffen, um Gottes Andersartigkeit gebührend hervorzustreichen: Gottes Macht als die Ohnmacht des Gekreuzigten.

Die von Bonhoeffer entfaltete Sicht hat vieles dem Gedankengut des Reformators Martin Luther zu verdanken. Denn bereits in der Heidelbergerdisputation von 1518 hat Luther die Forderung aufgestellt, wahrer Theologe sei nicht, wer den unsichtbaren Gott anhand der geschaffenen Dinge erkenne, sondern wer ihn unter der Verborgenheit des Gegensatzes, also im Leiden und am Kreuz erkenne. Das Kreuz und die Passion Christi sind des Christen Weg zu Gott. Theologia crucis ist Theologie des Glaubens, denn der offenbare Gott ist der verhüllte, der Deus absconditus. Der Ort der Verhüllung ist das Kreuz: der Deus absconditus ist der Deus crucifixus und damit nicht Erzeugnis der Spekulation.

Auf diese Hintergründe können wir nicht weiter eingehen. Es sollte aber klar geworden sein, dass Bonhoeffers grosse Leistung gerade darin besteht, diese theologische Tradition unter den Umständen einer Welt, die sich ohne Gott auslegt und versteht, neu belebt zu haben, und dass er die so geartete Welt für den Ort christlicher Rede von Gott heute hervorgehoben hat.

Um eine weitere Zwischenbilanz zu ziehen, kann man ruhig sagen, dass der neuzeitliche Atheismus mit seiner Proklamation des Todes Gottes die Theologie zu einer gründlichen Besinnung über ihr Reden von Gott herausgefordert hat. Und dies ist durch eine erneute und gezieltere Konzentration auf den Gekreuzigten erfolgt.

Viele werden sich fragen: Warum ausgerechnet das Kreuz? Die Antwort gibt uns der evangelische Theologe Eberhard Jüngel, wenn er schreibt: «Der Tod Jesu Christi ist der Ernstfall nicht nur unseres Redens von Gott; dieser Todesfall ist vielmehr der Ernstfall des göttlichen Lebens selbst. Im Tode Jesu Christi wurde der Fall des Todes zu Gottes eigenem Fall.» Er fügt dann gleich hinzu: «Gerade im Fall des Todes Jesu Christi geht es aber um das Einfachste im Blick auf Gott: dass Gott für uns lebt. Keine theologische Rede von Gott kann, will sie verantwortlich sein, davon abstrahieren, dass Gott lebt und für uns lebt.»[6]

Dies alles tönt sehr widersprüchlich, doch geht es letzten Endes darum, aufzuzeigen, dass derjenige Gott, der sich auf das Negative des Todes eingelassen hat, wahres und endgültiges Leben zu schenken imstande ist. Noch anders formuliert: die Theologie sah sich gezwungen, ihre Rede

[4] Eine gute Übersicht bietet: S. Daecke, Der Mythos vom Tode Gottes. Ein kritischer Überblick, Hamburg 1969.

[5] Der Gott Jesu Christi, Mainz 1982, 85 f.

von Gott neu zu formulieren, und sie tat es in einer intensiven Besinnung auf den Gott Jesu Christi. Wobei sie sich im Leben und in der Geschichte Jesu Christi gerade mit jenem Punkt auseinanderzusetzen hatte, der für sie der dunkelste war und ist, nämlich mit dem Kreuzestod.

Diese Konzentration auf das Kreuz hat dann dazu geführt, dass man in theologischen Büchern öfters Ausdrücken wie «Schmerz Gottes», «Leiden Gottes», «gekreuzigter Gott» begegnen konnte. So brachte der evangelische Theologe Jürgen Moltmann in seinem 1972 veröffentlichten Buch «Der gekreuzigte Gott» sogar den trinitarischen Gott mit Leiden und Tod in Verbindung. Ein solches Sprechen wirft beim Leser unweigerlich die Frage auf, warum nun so unvermittelt von Gottes Leiden, Schmerz und Tod die Rede sei und nicht mehr von seiner Allwissenheit und Unveränderlichkeit. Es stellt sich die Frage, ob sich eine solche Redeweise theologisch überhaupt verantworten lässt oder ob sie nicht ganz und gar absurd sei.

Sowohl für Moltmann wie auch für die anderen Theologen bildet die Herausforderung der Neuzeit den weiten Horizont ihres theologischen Schaffens. Sie versuchen den christlichen Gottesgedanken vom Kreuzesgeschehen her zu präzisieren. Um diesen Weg konsequent zu gehen, müssen sie sich aber von der alten herkömmlichen theologischen Tradition kritisch distanzieren.

3. Der theologische Grundsatz von Gottes Unveränderlichkeit

Die altkirchliche Theologie hätte jegliches direkte Reden von Leiden, Schmerz und Tod Gottes als Unverschämtheit empfunden und gewiss auch strikte abgelehnt.

Als Beispiel sei hier an eine Kontroverse aus dem 6. Jahrhundert erinnert. Eine Mönchsgruppe wollte folgende Formel in die Liturgie einführen: «Unus de Trinitate passus est.» Für das damalige theologische Empfinden ging dieser Satz entschieden zu weit, und die Mönche wurden zuerst als «Theopaschiten» und als Häretiker verschrien. Dieser Satz verstiess eindeutig gegen das geltende Axiom der Leidlosigkeit Gottes. Erst nach langwierigen Diskussionen und dank dem Einsatz von Kaiser Justinian wurde die Formel gutgeheissen, doch unter der Bedingung, dass sie im Sinne der Idiomenkommunikation verstanden würde. Was eigentlich so gedeutet werden kann: Das Leiden kann sachgemäss nur von der menschlichen Natur Christi ausgesagt werden, dank der hypostatischen Union der zwei Naturen in Christus darf man es rein sprachlich auch von der göttlichen aussagen.

Diese Behutsamkeit zeigt sich zum Beispiel auch bei der Auslegung der schwierigen Stelle Mk 15,14, wo Jesus am Kreuz ruft: «Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?» Ein Theologe wie Cyrill von Alexandrien präzisiert bei der Auslegung sogleich, Christus habe nur dem Fleische nach gelitten.

Das Reden von Gott hatte sich also an ganz bestimmte Grundaxiome zu halten. In unserem Fall geht es um die Axiome von Gottes Unveränderlichkeit und von Gottes Leidlosigkeit. Beide Axiome gehen von der Voraussetzung aus, dass Gott als das vollkommenste Wesen keiner Veränderung unterliegt und auch nicht leidet. Denn Veränderung und Leiden signalisieren einen Zustand der Unvollkommenheit und einen Mangel an Seinsfülle. Mit diesen Axiomen wollte man richtigerweise den wesentlichen Unterschied, der zwischen Gott und Mensch herrscht, zur Sprache bringen. Es ging also um die Bewahrung von Gottes Göttlichkeit.

Die klassische Theologie hat sich prinzipiell daran gehalten, selbst wenn diese Grundsätze weitgehend im vorchristlichen Feld der griechischen Philosophie formuliert worden sind. Man denke zum Beispiel an Plato, der im Namen einer guten Erziehung den Grundsatz aufgestellt hat, man dürfe in der Erziehung der Staatswächter nur solche Mythen und Erzählungen erwähnen, die Wahres über die Götter berichten. Homer und Hesiod hätten in dieser Hinsicht unwahre Erzählungen vorgetragen. Das bezieht sich auf das unangebrachte Verhalten jener Götter, die in den mythischen Erzählungen als neidisch, eifersüchtig, launisch dargestellt werden. In diesem Zusammenhang kommt Plato auf den Grundsatz der Unveränderlichkeit Gottes zu sprechen, Grundsatz, an den man sich in der Rede über Gott zu halten habe.[7]

Wenn nun die Theologie im Gefolge der Auseinandersetzungen mit der Neuzeit ihr Reden von Gott radikal von der Geschichte Jesu Christi und insbesondere von seinem Tod am Kreuz herzuleiten versucht, so gerät sie unweigerlich mit den oben genannten Axiomen von Gottes Unveränderlichkeit und Leidlosigkeit in Konflikt. Der altkirchlichen Theologie wurde durchaus zugute gehalten, dass sie bemüht war, Gottes Andersartigkeit dem Menschen gegenüber aufrecht zu halten. Im Namen dieser Grundsätze – wird zugleich bemerkt – hat sie aber wichtige Aussagen über das Leiden Christi abgeschwächt oder vernachlässigt.

Selbst ein grosser Kenner der altkirchlichen Theologie wie Hans Urs von Balthasar setzt sich entschieden für eine differenziertere Anwendung dieser Grundsätze ein: «Dass gerade neuere Theologen trotz ihrer Kenntnis vom herkömmlichen Satz der Unveränderlichkeit Gottes und trotz der Gefahr eines Rückfalls in Mythologie sich nicht scheuen, vom Schmerz Gottes zu reden, hängt zusammen mit der – nicht nur protestantischen, sondern auch anglikanischen, orthodoxen und katholischen – Abwendung von einer griechischen Theo-Ontologie des absoluten Seins und Hinwendung zu einer johanneischen Bestimmung Gottes als Liebe schlechthin. Wie sollte ein Gott der Liebe angesichts einer eventuellen Verdammnis eines seiner Geschöpfe, und zuallermeist angesichts der Kreuzesverlassenheit seines Sohnes in ungetrübter ‹Leidenschaftslosigkeit› verharren?»[8]

Katholischerseits ist von Balthasar bestimmt jener Theologe, der sich am meisten auf diese Problematik eingelassen hat.

4. Der trinitarische Gott und das Kreuz

Bonhoeffer hatte noch sehr allgemein von der Schwäche Gottes angesichts des Kreuzes gesprochen, während von Balthasar, Moltmann und andere überzeugt sind, hier habe man entschieden vom trinitarischen Gott zu sprechen. An Ostern gelangen die Jünger zur deutlichen Erkenntnis des Geheimnisses Jesu von Nazaret. Die Auferweckung des Gekreuzigten führt zum urchristlichen Bekenntnis: Jesus ist der Herr, der Christus, der Sohn Gottes. Nicht dass er erst an Ostern zum Sohn eingesetzt würde, doch in dem Sinne, dass die Augen der Jünger erst jetzt für das wahre Sein Jesu definitiv aufgehen. Jetzt gelangen sie zur Einsicht, dass ihnen im Propheten von Nazaret der Sohn Gottes selbst begegnet ist.[9] Wenn dieser Jesus der Sohn Gottes war, dann erhält auch sein Tod am Kreuz unerahnte Dimensionen. Dann stellen seine Worte der Gottverlassenheit vor ein abgründiges Geheimnis, denn das heisst doch, wenn man es konsequent weiterdenkt, dass Gott von Gott verlassen wird, der Sohn von seinem himmlischen Vater.

Die Autoren des Neuen Testaments haben dies mit den verschiedenen Formen der Dahingabe zum Ausdruck gebracht. Das Neue Testament berichtet nämlich von einer langen Kette von Überlieferungen: von Judas an das Synedrium, von diesem an Pila-

[6] Vom Tod des lebendigen Gottes, in: ders., Unterwegs zur Sache. Theologische Bemerkungen, München 1972, 85 f.

[7] Vgl. W. Maas, Unveränderlichkeit Gottes. Zum Verhältnis von griechisch-philosophischer und christlicher Gotteslehre, München 1974.

[8] Theodramatik IV, Einsiedeln 1983, 191.

[9] Vgl. B. Forte, Gesù di Nazaret, storia di Dio, Dio della storia. Saggio di cristologia come storia, Roma 1982; H. Kessler, Sucht den Lebendigen nicht bei den Toten. Die Auferstehung Jesu Christi, Düsseldorf 1985.

tus, von Pilatus wiederum an das Todeskommando und von diesem in den Tod. Nach dem Neuen Testament konnte diese äussere Kette nur darum zustande kommen, weil Jesus selber in seinem Gehorsam bereit war, sich selbst hinzugeben. Die neutestamentlichen Quellen sprechen zuletzt von einer Dahingabe durch Gott, den Vater: «Er, der des eigenen Sohnes nicht geschont hat, sondern ihn für uns alle dahingegeben hat, wie sollte er uns nicht mit ihm alles schenken?» (Röm 8,32); «der um unserer Übertretungen willen hingeopfert und zu unserer Rechtfertigung auferweckt wurde» (Röm 4,25).

Die klassische Theologie ging auf diese ansatzhaft doch trinitarische Sprache kaum ein. Von der Trinität Gottes sprach man praktisch nur auf der weltfremden Bühne der innergöttlichen Beziehungen. Von Balthasar vertritt nun entschieden die Meinung, man müsse die neutestamentlichen Aussagen über die Gottverlassenheit Jesu und über seine Dahingabe durch Gott theologisch ernst nehmen, selbst wenn dies die Gefahr eines Rückfalls in die Mythologie mit sich bringen könne.

Wenn nun aber der Sohn vom eigenen geliebten Vater verlassen wird und den Tod auf sich nimmt, wie steht es dann mit der tiefen Einheit von Vater und Sohn im Heiligen Geist? Muss man da nicht sagen, dass der Tod selber in die trinitarische Geschichte Gottes Einlass gefunden hat? Ist dies nicht ein ganz und gar unerträglicher Gedanke?

Von Balthasar und andere Theologen mit ihm vertreten die Meinung, dass diese Auslegung angemessener sei als jene allgemeinere, wonach am Kreuz Gott gestorben wäre, um dann am dritten Tag aufzuerstehen. Am Kreuz ist also der Sohn Gottes selbst in Gottverlassenheit gestorben. Der Vater begleitet ihn in dieser äussersten Stunde mit seinem Schmerz. Eine dramatische Trennung ist nun in die trinitarische Geschichte Gottes eingetreten. Im Licht der erfolgten Auferweckung von den Toten muss man sagen, dass Vater und Sohn auch in dieser extremen Stunde der Trennung durch den Geist geeint sind. Von Balthasar bemüht sich zugleich, den Ermöglichungsgrund für eine derartige Dramatik herauszustellen. Wenn sich der trinitarische Gott auf diese äusserste Situation eingelassen hat, dann nur, weil er das tun kann, weil die innergöttliche Unterscheidung von Vater und Sohn so etwas zulässt. Das Moment der Trennung und des Todes werden bei diesem Theologen in einer ausführlichen Theologie des Karsamstages bedacht.[10]

Der eigentliche und letzte Grund für ein solches Geschehen ist damit noch nicht erwähnt worden. Bleibt man bei dem bisher Gesagten stehen, so vermag man ganz und gar noch nicht einzusehen, warum eine solche Härte im trinitarischen Leben Gottes zustande kommen musste.

Der eigentliche Grund liegt im Für-unssein Gottes, in seinem konkreten Heilswillen. In seiner unerforschlichen Liebe zu den Menschen hat Gott den eigenen Sohn in die Welt gesandt, damit dieser in letzter Solidarität mit all den Verlorenen, die sich gegen Gott entschieden haben, für diese einen Weg zu Gott bahne. Hier geschieht echte Stellvertretung, denn der Sohn übernimmt die von den Menschen durch die Sünde hervorgerufene Gottferne und Verlassenheit, um ihnen den Zugang zum Vater wieder zu gewähren.[11] Der letzte Grund für dieses Tun und Erleiden liegt also in der unermesslichen Liebe zu seinen freien Geschöpfen. Das Kreuz als trinitarisches Ereignis offenbart also die letzte Tiefe dieser Liebe. Dieses äusserste Geschehen kann anderseits nur unter diesem Gesichtspunkt verstanden werden: Liebe, die ins Äusserste geht. Das Kreuz ist insofern der Ernstfall der göttlichen Liebe, es ist Offenbarung des Seins Gottes als radikale und selbstlose Liebe: «Gott aber beweist seine Liebe zu uns dadurch, dass Christus für uns starb, als wir noch Sünder waren» (Röm 5,8); «Eine grössere Liebe hat niemand als die, dass er sein Leben für seine Freunde hingibt» (Joh 15,13).

Was hier nur skizzenhaft angedeutet wurde, bedürfte noch vielfältiger Auslegung und Kritik. Die eine Frage, ob ein vernünftiger Mensch so etwas glauben kann, sei hier doch noch erwähnt. Kann also ein Vernünftiger an so etwas glauben? Darauf kann man nur mit einer Gegenfrage antworten: Lässt sich Liebe durch Vernunft überhaupt erklären? Ist es nicht vielmehr so, dass Liebe eine eigene Logik besitzt, die eigentlich nur für die Liebenden verständlich wird: «Glaubhaft ist nur Liebe»[12].

Wenn also von Balthasar und andere Theologen in ihrem Versuch einer spezifisch christlichen Rede von Gott so weit gehen, dass sie das Kreuzesereignis als trinitarisches Geschehen auslegen und trinitarisch von Gott sprechen, dann verstehen sie eine solche gewagte Rede als Auslegung des einfachen Satzes: Gott ist Liebe.[13]

Mauro Jöhri

[10] Vgl. Mysterium Paschale, in: Mysterium Salutis, Bd. III/2, Einsiedeln/Zürich 1969, 133–326; M. Jöhri, Descensus Dei. Teologia della croce nell'opera di Hans Urs von Balthasar, Roma 1981.

[11] Zum soteriologischen Entwurf von Balthasars vgl. neuestens: R. Schwager, Der wunderbare Tausch. Zur Geschichte und Deutung der Erlösungslehre, München 1986, 273–312.

[12] So lautet der Titel eines Buches, das von Balthasar 1963 veröffentlicht hat.

[13] Vgl. E. Jüngel, Gott als Geheimnis der Welt, Tübingen 1977, 409–543.

Dokumentation

An die Priester zum Gründonnerstag 1987

I. Zwischen dem Abendmahlssaal und dem Garten Getsemani

1. «Nach dem Lobgesang gingen sie zum Ölberg hinaus» (Mk 14,26).

Lasst mich, liebe Mitbrüder im Priesteramt, meinen Brief zum Gründonnerstag dieses Jahres mit diesen Worten beginnen, die uns an den Augenblick erinnern, da Jesus Christus nach dem Letzten Abendmahl das Haus verliess, um zum Ölberg zu gehen.

Wir alle, die wir durch das Weihesakrament in einer besonderen, amtlichen Weise am Priestertum Christi Anteil haben dürfen, vertiefen uns am Gründonnerstag geistig in die *Erinnerung an die Einsetzung der Eucharistie;* denn dieses Ereignis kennzeichnet den Anfang und die Quelle von all dem, was wir durch die Gnade Gottes in der Kirche und in der Welt sind. Der Gründonnerstag ist der Geburtstag unseres Priestertums und darum auch unser jährlicher Festtag.

Dies ist ein bedeutender und heiliger Tag nicht nur für uns, sondern für die ganze Kirche, für alle, die Gott selbst in Christus zu «Königen» und «Priestern» gemacht hat (vgl. Offb 1,6). Für uns ist dieser Tag besonders wichtig und entscheidend, weil das gemeinsame Priestertum des Volkes Gottes *an den Dienst der Ausspender der Eucharistie gebunden* ist: unsere höchste Aufgabe. Indem ihr euch mit euren Bischöfen versammelt, liebe Brüder, *erneuert ihr* darum heute zusammen mit ihnen in euren Herzen *die Gnade,* die euch «durch die Auflegung der Hände» (vgl. 2 Tim 1,6) *im Sakrament der Priesterweihe* geschenkt worden ist.

An diesem so ausserordentlichen Tag möchte ich – wie jedes Jahr – mit euch allen wie auch mit euren Bischöfen verbunden sein; denn wir alle verspüren ein tiefes Verlangen, uns erneut der Gnade dieses Sakramentes bewusst zu werden, das uns zutiefst mit Christus, Priester und Opfergabe, verbindet.

Zu diesem Ziel möchte ich mit dem vorliegenden Schreiben einige *Gedanken über die Bedeutung des Gebetes in unserem Leben* ausdrücken, vor allem im Blick auf unsere Berufung und Sendung.

2. Nach dem Letzten Abendmahl begibt sich Jesus zusammen mit den Aposteln zum Ölberg. In der Abfolge der Heilsereignisse der Heiligen Woche bildet das Abendmahl für Christus den Beginn *«seiner Stunde».* Gerade während des Abendmahles beginnt

alles endgültig Wirklichkeit zu werden, was zu dieser «Stunde» gehören soll.

Beim Abendmahl setzt Jesus das Sakrament ein, das Zeichen einer Wirklichkeit, die sich in der Folge der Ereignisse noch ergeben muss. Darum sagt er: «Das ist *mein Leib, der für euch hingegeben wird»;* «dieser Kelch ist der neue Bund in *meinem Blut, das für euch vergossen wird»* (Lk 22,19.20). So entsteht das Sakrament des Leibes und Blutes des Erlösers, mit dem das Priestersakrament wegen des Auftrages an die Apostel: «Tut dies zu meinem Gedächtnis» (Lk 22,19), eng verbunden ist.

Die Worte der Einsetzung der Eucharistie nehmen nicht nur voraus, was am folgenden Tag Wirklichkeit werden sollte, sondern betonen auch ausdrücklich, dass diese unmittelbar bevorstehende Verwirklichung *den Sinn und die Tragweite eines Opfers* besitzt. Denn der Leib wird *«hingegeben»,* und das Blut wird *«vergossen», «für euch».*

Auf diese Weise legt Jesus während des Letzten Abendmahles ein wahres Opfer in die Hände der Apostel und der Kirche. Was im Augenblick der Einsetzung noch eine, wenn auch endgültige, Ankündigung darstellt, aber auch bereits eine echte Vorwegnahme der Wirklichkeit des Opfers auf Kalvaria ist, wird dann durch das Amt der Priester zur «Gedächtnisfeier», die in sakramentaler Weise dieselbe erlösende Wirklichkeit immer wieder neu gegenwärtigsetzt: eine Wirklichkeit in der Mitte der gesamten göttlichen Heilsordnung.

3. Als Jesus zusammen mit den Aposteln hinausgeht und sich zum Ölberg begibt, geht er geradewegs auf die Wirklichkeit seiner «Stunde» zu, jener Zeit der österlichen Erfüllung des Planes Gottes und aller fernen und nahen Verheissungen, die hierüber in den «Schriften» enthalten sind (vgl. Lk 24,27).

Diese «Stunde» bezeichnet auch die Zeit, in der das *Priestertum* mit einem neuen und endgültigen Inhalt *als Berufung und Dienst* aufgrund von Offenbarung und göttlicher Einsetzung erfüllt wird. Wir könnten eine ausführlichere Darlegung dieser Wahrheit vor allem im *Hebräerbrief* finden, einem grundlegenden Text für die Kenntnis des Priestertums Christi und unseres eigenen Priestertums.

4. *Das Gebet im Garten von Getsemani* versteht man nicht nur aus seiner Verbindung mit all dem, was ihm während der Ereignisse des Karfreitags folgt, das heisst sein Leiden und Sterben am Kreuz, sondern auch und ebenso tief aus seiner Verbindung mit dem Letzten Abendmahl.

Während dieses Abschiedsmahles erfüllte Jesus, was der ewige Wille des Vaters für ihn und was auch sein eigener Wille, der Wille des Sohnes, war: «Deshalb bin ich in diese Stunde gekommen!» (Joh 12,27). Die Worte, mit denen das Sakrament des neuen und ewigen Bundes, die Eucharistie, eingesetzt wird, bilden in gewisser Weise *das sakramentale Siegel jenes ewigen Willens des Vaters und des Sohnes,* für den nunmehr die «Stunde» der endgültigen Erfüllung gekommen ist.

Im Garten Getsemani verbindet der Name *«Abba»,* der im Munde Jesu stets eine trinitarische Tiefe besitzt – diesen Namen benutzt er ja, um mit dem Vater und über den Vater zu sprechen, vor allem im Gebet –, die Schmerzen der Passion mit dem Sinn der Worte bei der Einsetzung der Eucharistie. Jesus kommt in der Tat nach Getsemani, um noch einen weiteren Aspekt der Wahrheit über sich selbst, den Sohn, zu offenbaren, und er tut dies eben mit dem Wort *Abba.* Diese Wahrheit, diese unerhörte Wahrheit über Jesus Christus, besteht darin, dass er, der *dem Vater gleich* ist, weil eines Wesens mit ihm, zugleich *wahrer Mensch* ist. Und tatsächlich nennt er sich selbst häufig «Menschensohn». Niemals so wie in Getsemani zeigt sich die Wirklichkeit des Sohnes Gottes, der «wie ein Sklave» wurde (vgl. Phil 2,7) nach der Weissagung des Jesaja (vgl. Jes 53).

Das Gebet in Getsemani offenbart mehr als jedes andere Gebet Jesu die Wahrheit über Identität, Berufung und Sendung des Sohnes, der in die Welt gekommen ist, um den Vaterwillen Gottes bis zum letzten zu erfüllen, wenn er sagen wird: «Alles ist vollbracht!» (vgl. Joh 19,30).

Das ist wichtig für alle, die an der «Gebetsschule» Christi teilnehmen wollen; und besonders wichtig ist es für uns Priester.

5. Jesus Christus, der wesensgleiche Sohn, tritt also vor den Vater und spricht: «Abba». Und siehe: Indem er in einer gleichsam radikalen Weise seine Situation als wahrer Mensch, als «Menschensohn», offenbart, *bittet er darum, dass der bittere Kelch ihm fernbleibe:* «Mein Vater, wenn es möglich ist, gehe dieser Kelch an mir vorüber» (Mt 26,39 par.).

Jesus weiss, dass dies «nicht möglich» ist, dass «der Kelch» ihm gegeben ist, damit er ihn bis zur Neige «austrinke». Und doch spricht er genau so: «Wenn es möglich ist, gehe er an mir vorüber.» Dies sagt er im selben Augenblick, da dieser «Kelch», von ihm so heiss ersehnt (vgl. Lk 22,15), bereits das sakramentale Siegel des neuen und ewigen Bundes im Blut des Lammes geworden ist; da alles, was von Ewigkeit her «festgesetzt» war, schon in sakramentaler Weise in der Zeit «eingesetzt» worden ist: eingeführt in die gesamte Zukunft der Kirche.

Jesus, der diese Einsetzung in jenem Saal vorgenommen hat, wird sicherlich die vom Sakrament des Letzten Abendmahles bezeichnete Wirklichkeit nicht zurücknehmen wollen. Im Gegenteil, von ganzem Herzen wünscht er sich ihre Vollendung. Wenn er trotzdem betet, dass «dieser Kelch an ihm vorübergehe», offenbart er auf diese Weise vor Gott und vor den Menschen das ganze Gewicht der Aufgabe, die er auf sich nehmen muss: an unser aller Stelle treten in der Sühne für die Sünde. Er zeigt damit auch den *unendlichen Schmerz,* der sein Menschenherz erfüllt. So erweist sich der Menschensohn solidarisch mit allen seinen Brüdern und Schwestern, die vom Anfang bis zum Ende der Zeiten zur grossen Menschheitsfamilie gehören. Leiden ist für den Menschen *das Übel* – in Getsemani erfährt es Jesus Christus mit seinem ganzen Gewicht, wie es unserer gemeinsamen Erfahrung sowie unserer spontanen inneren Einstellung entspricht. Vor seinem Vater behält er *die ganze Wahrheit seiner Menschennatur bei,* die Wahrheit eines Menschenherzens, das von dem Leiden bedrückt ist, welches seinem dramatischen Höhepunkt zustrebt: «Meine Seele ist zu Tode betrübt» (Mk 14,34). Niemand ist jedoch in der Lage, mit nur menschlichen Kriterien das wahre Mass dieses Leidens eines Menschen auszudrücken. Der da im Garten Getsemani zum Vater betet, ist ja ein Mensch, der zugleich Gott ist, eines Wesens mit dem Vater.

6. Die Worte des Evangelisten: «Da ergriff ihn Angst und Traurigkeit» (Mt 26,37), wie auch der gesamte Verlauf des Gebetes in Getsemani scheinen nicht nur auf die Angst vor dem Leiden, sondern auch auf die dem Menschen eigene Furcht hinzuweisen, auf eine Art von Furcht, die *mit seinem Verantwortungsbewusstsein verbunden* ist. Ist der Mensch nicht jenes einzigartige Wesen, dessen Berufung es ist, «fortwährend sich selbst zu übersteigen»?

Jesus Christus, der «Menschensohn», gibt im Gebet, das seine Passion einleitet, der typischen Mühseligkeit jener Verantwortung Ausdruck, wie sie mit der Übernahme von Aufgaben verbunden ist, bei denen der Mensch «sich selbst übersteigen» muss.

Die Evangelien erwähnen mehrmals die Tatsache, dass Jesus betete, ja dass er «die ganze Nacht im Gebet verbrachte» (vgl. Lk 6,12); aber keines dieser Gebete ist in so tiefer und eindringlicher Weise dargestellt worden wie jenes von Getsemani. Das ist verständlich; war doch keine andere Stunde im Leben Jesu so entscheidend. Kein anderes Gebet gehörte dermassen zu dem, was «seine Stunde» sein sollte. Von keiner anderen Entscheidung seines Lebens wie von die-

ser hing die Erfüllung des Willens des Vaters ab, der «die Welt so sehr geliebt hat, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht, sondern das ewige Leben hat» (Joh 3,16).

Als Jesus in Getsemani sagt: «Nicht mein, sondern dein Wille soll geschehen» (Lk 22,42), offenbart er damit die Wahrheit vom Vater und von dessen Heilsliebe für den Menschen. «Der Wille des Vaters» ist eben diese Heilsliebe: Das Heil der Welt soll sich durch *das erlösende Opfer des Sohnes* verwirklichen. Es ist sehr verständlich, dass der Menschensohn bei der Übernahme dieser Aufgabe in der entscheidenden Zwiesprache mit dem Vater erkennen lässt, dass er sich der übermenschlichen Bedeutung einer solchen Aufgabe bewusst ist, in der er den Willen des Vaters in der göttlichen Tiefe der Einheit des Sohnes mit ihm erfüllen soll.

«Ich habe das Werk zu Ende geführt, das du mir aufgetragen hast» (vgl. Joh 17,4). Der Evangelist Lukas sagt hierzu: «*Und in seiner Angst betete er noch inständiger*» (Lk 22,44). Diese Todesangst zeigte sich auch im Schweiss, der wie Blutstropfen das Antlitz Jesu benetzte (vgl. ebenda). Das ist der äusserste Ausdruck eines Leidens, das sich in Gebet verwandelt, und eines Gebetes, das seinerseits den Schmerz kennt, indem es das Opfer begleitet, das im Abendmahlssaal sakramental vorweggenommen und im Geiste von Getsemani tief durchlebt worden ist und das nun auf Kalvaria zu Ende geführt werden soll.

Auf diese Momente im Beten Jesu als Priester und Opfer möchte ich eure Aufmerksamkeit hinlenken, liebe Brüder, weil sie zu tun haben mit unserem Gebet und mit unserem Leben.

II. Das Gebet als Mitte priesterlicher Existenz

7. Wenn wir in unserer Betrachtung zum Gründonnerstag dieses Jahres den Abendmahlssaal mit Getsemani zusammenbringen, dann darum, um zu verstehen, wie tief unser Priestertum mit dem Gebet verbunden sein muss: *Es muss im Gebet verwurzelt sein.*

Diese Feststellung erfordert wirklich keinen Beweis, sondern muss vielmehr ständig mit Herz und Verstand bedacht werden, damit die in ihr enthaltene Wahrheit sich immer tiefer im Leben verwirklichen kann.

Es handelt sich ja um unser Leben, um *unsere priesterliche Existenz selbst* in all ihrem Reichtum, wie er vor allem in der Berufung zum Priestertum und dann auch im daraus erwachsenden Heilsdienst enthalten ist.

Wir wissen, dass das sakramentale und amtliche Priestertum eine besondere Teilhabe am Priestertum Christi ist. Es existiert nicht ohne ihn und ausserhalb von ihm. Es blüht nicht auf und bringt keine Frucht, ohne in ihm verwurzelt zu sein. «Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen» (Joh 15,5), sagte Jesus beim Letzten Abendmahl am Ende seines Gleichnisses über den Weinstock und die Rebzweige. Als Jesus später, während seines einsamen Gebetes im Garten von Getsemani, zu Petrus, Johannes und Jakobus kommt und sie schlafend findet, weckt er sie mit den Worten auf: «Wacht und betet, damit ihr nicht in Versuchung geratet» (Mt 26,41).

Das Gebet sollte also für die Apostel *die konkrete und wirksame Weise ihrer Teilnahme an der «Stunde Jesu»* und ihrer Verwurzelung in ihm und in seinem österlichen Geheimnis sein. So wird es immer auch für uns Priester sein. Ohne das Gebet droht die Gefahr jener «Versuchung», der die Apostel im Augenblick, da sie sich dem «Ärgernis des Kreuzes» (vgl. Gal 5,11) von Angesicht zu Angesicht gegenübersahen, leider erlegen sind.

8. In unserem priesterlichen Leben kennt das Gebet verschiedene Formen und Bedeutungen: Das gilt für das *persönliche, das gemeinschaftliche wie auch das liturgische* – das öffentliche und offizielle – Gebet. Diesem vielfältigen Gebet muss jedoch stets jenes *tiefste Fundament* zugrundeliegen, das unserer priesterlichen Existenz in Christus entspricht, insofern sie in einer besonderen Weise die christliche Existenz selbst, ja sogar – in einem allgemeineren Sinne – die menschliche Existenz verwirklicht. Das Gebet ist ja der angemessene Ausdruck unseres Bewusstseins, dass wir von Gott geschaffen sind, und darüber hinaus – wie man der Bibel deutlich entnehmen kann –, dass sich der *Schöpfer* dem Menschen als *Gott des Bundes* offenbart hat.

Das Gebet, das unserer priesterlichen Existenz entspricht, umfasst zunächst natürlich alles, was sich aus unserem Christsein ergibt oder auch einfach aus der Tatsache, dass wir Menschen sind, die nach dem «Bild und Gleichnis» Gottes geschaffen wurden. Es schliesst dann auch das Bewusstsein ein, dass wir *Menschen und Christen nach Art von Priestern sind.* Gerade dies scheint der Gründonnerstag tiefer aufzeigen zu können, wenn er uns nach dem Letzten Abendmahl zusammen mit Christus nach Getsemani führt. Hier sind wir ja *Zeugen des Gebetes Jesu selbst, das der höchsten Vollendung seines Priestertums durch sein Lebensopfer am Kreuz unmittelbar vorausgeht.* Er «ist als Hoherpriester der künftigen Güter gekommen; ist ein für allemal in das Heiligtum hineingegangen ... mit seinem eigenen Blut» (vgl. Hebr 9,11 f.). In der Tat, wenn er auch vom Anfang seiner Existenz an Priester war, so «wurde» er doch der einzige Priester des neuen und ewigen Bundes in voller Weise erst durch das Erlösungsopfer, das in Getsemani begann. Und dieser Beginn geschah im Gebet.

9. Liebe Brüder, dies ist für uns am Gründonnerstag, den wir zu Recht als Geburtstag unseres Priesteramtes in Christus betrachten, eine Entdeckung von grundlegender Bedeutung. Zwischen die Einsetzungworte: «Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird», «mein Blut, das für euch vergossen wird», und die tatsächliche Realisierung dieser Worte tritt das Gebet von Getsemani. Ist es nicht so, dass dieses Gebet in der Abfolge der österlichen Ereignisse *zu jener auch sichtbaren Wirklichkeit* hinführt, die das Sakrament bezeichnet und zugleich erneuert?

Das Priestertum, das durch ein so eng mit der Eucharistie verbundenes Sakrament unser Erbe geworden ist, ist immer ein Anruf, an eben dieser erlösenden göttlich-menschlichen Wirklichkeit teilzunehmen, die durch unseren Dienst in der Heilsgeschichte immer neue Früchte hervorbringen soll: «dass ihr euch aufmacht und Frucht bringt und dass eure Frucht bleibt» (Joh 15,16). Der *hl. Pfarrer von Ars,* von dem wir im vergangenen Jahr den zweihundertsten Geburtstag gefeiert haben, erscheint uns gerade als Mann dieser Berufung, indem er auch in uns das Bewusstsein davon stärkt. In seinem heroischen Leben war das Gebet das Mittel, das es ihm gestattete, beständig in Christus zu bleiben und *angesichts seiner «Stunde» mit ihm zu «wachen».* Diese «Stunde» hört nicht auf, über das Heil so vieler Menschen zu entscheiden, die dem priesterlichen Dienst und der pastoralen Sorge eines jeden Priesters anvertraut sind. Im Leben des hl. Johannes Maria Vianney verwirklichte sich diese «Stunde» besonders durch seinen Dienst im Beichtstuhl.

10. Das Gebet in Getsemani ist *wie ein Eckstein,* der von Christus zur Grundlage des Dienstes für den «ihm vom Vater anvertrauten» Auftrag, zum Fundament für das Werk der Erlösung der Welt durch das Kreuzesopfer gemacht worden ist.

Da wir am Priestertum Christi teilhaben, das mit seinem Opfer untrennbar verbunden ist, müssen auch wir den Eckstein des Gebetes zum Fundament unserer priesterlichen Existenz machen. Dieses erlaubt uns, unser Leben mit dem priesterlichen Dienst in Einklang zu bringen, indem wir die *Identität und Echtheit* dieser Berufung unversehrt bewahren, die in der Kirche als Gemeinschaft des Volkes Gottes unser besonderes Erbe geworden ist.

Das priesterliche Gebet, besonders das Breviergebet und die eucharistische Anbetung, wird uns vor allem helfen, dass wir uns bewusst bleiben, als «Diener Christi» in einer besonderen und ausserordentlichen Weise «Verwalter von Geheimnissen Gottes» zu sein (1 Kor 4,1). Wie auch immer unsere konkrete Aufgabe und die Art unseres seelsorglichen Dienstes ist, das Gebet wird uns das Bewusstsein von jenen Geheimnissen Gottes erhalten, dessen «Verwalter» wir sind, und wird uns helfen, dies in allen unseren Werken zum Ausdruck zu bringen.

Auch auf diese Weise werden wir für die Menschen *ein verständliches Zeichen* für Christus und sein Evangelium.

Liebe Mitbrüder! Wir brauchen das Gebet, das tiefe und gewissermassen allesverbindende Gebet, um ein solches Zeichen sein zu können. «Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt» (Joh 13,35). Ja, das ist wirklich *eine Frage der Liebe,* der Liebe *«für die anderen»;* als Priester «Verwalter von Geheimnissen Gottes» zu sein, bedeutet ja, sich den anderen zur Verfügung zu stellen und auf diese Weise Zeugnis zu geben von jener höchsten Liebe, die in Christus ist, von jener Liebe, die Gott selber ist.

11. Wenn das priesterliche Gebet ein solches Bewusstsein und eine solche Haltung im Leben eines jeden von uns stärkt, so muss es sich zugleich nach der inneren «Logik» der Berufung eines Verwalters von Geheimnissen Gottes *ausweiten und auf alle jene erstrecken, die «der Vater uns gegeben hat»* (vgl. Joh 17,6).

Dies ergibt sich deutlich aus dem priesterlichen Gebet Jesu im Abendmahlssaal: «Ich habe deinen Namen den Menschen offenbart, die du mir aus der Welt gegeben hast. Sie gehörten dir, und du hast sie mir gegeben, und sie haben an deinem Wort festgehalten» (Joh 17,6).

Nach dem Vorbild Jesu ist der *Priester* als «Verwalter von Geheimnissen Gottes» ganz er selbst, *wenn er «für die anderen» da ist.* Das Gebet gibt ihm ein besonderes *Gespür für diese «anderen»,* macht ihn empfänglich für ihre Nöte, für ihr Leben und ihr Schicksal. Das Gebet gestattet dem Priester auch, diejenigen zu erkennen, «die der Vater ihm gegeben hat». Dies sind vor allem jene, die ihm vom Guten Hirten sozusagen auf den Weg seines priesterlichen Dienstes, *seiner Seelsorge,* geschickt werden. Es sind die Kinder, die Erwachsenen, die alten Leute. Es sind die Jugendlichen, die Eheleute, die Familien, aber auch die Alleinstehenden. Ferner die Kranken, die Leidenden, die Sterbenden; es sind jene, die uns geistig nahestehen, die zur Mitarbeit im Apostolat bereit sind, aber auch die Fernstehenden, die Abwesenden, die Gleichgültigen, von denen viele sich doch in der Phase der Besinnung und Suche befinden können. Schliesslich jene, die aus verschiedenen Gründen schlecht disponiert sind, jene, *die sich in Schwierigkeiten verschiedener Art befinden,* jene, die gegen Laster und Sünde ankämpfen, jene, die für Glauben und Hoffnung kämpfen. Jene, die die Hilfe des Priesters suchen, und auch jene, die sie ablehnen.

Wie aber kann man «für» diese alle – und «für» jeden von ihnen – dasein nach dem Vorbild Christi? Wie «für» jene, die *«der Vater uns gibt»,* uns als Aufgabe anvertraut? Dies wird für uns immer eine *Probe der Liebe* sein – eine Probe, die wir vor allem auf der Ebene des Gebetes annehmen müssen.

12. Wir wissen alle, liebe Brüder, dass diese *Probe uns etwas «kostet».* Was kosten mitunter die scheinbar gewöhnlichen Gespräche mit den verschiedenen Personen! Was kostet der Dienst, mit dem wir den Gewissen im Beichtstuhl beistehen! Was kostet die Sorge «für alle Gemeinden» (vgl. 2 Kor 11,28: *sollicitudo omnium ecclesiarum).* Hierbei handelt es sich um die «Hauskirchen» (vgl. LG, 11), d.h. die Familien, besonders in ihren gegenwärtigen Schwierigkeiten und Krisen; es handelt sich um jeden einzelnen «Tempel des Heiligen Geistes» (1 Kor 6,19): um jeden Mann oder jede Frau in ihrer menschlichen und christlichen Würde. Es geht schliesslich um eine *kirchliche Gemeinschaft* wie die Pfarrei, die immer die grundlegende Gemeinschaft bleibt, oder um jene Gruppen, Bewegungen und Vereinigungen, die der Erneuerung des Menschen und der Gesellschaft im Geist des Evangeliums *dienen,* welche heute im Bereich der Kirche aufblühen und für die wir dem Heiligen Geist dankbar sein müssen, der so zahlreiche gute Initiativen ins Leben ruft. Ein solcher Einsatz hat seine «Kosten», die wir mit der Hilfe des Gebetes tragen müssen.

Das Gebet ist unerlässlich, um das pastorale Gespür für all das zu bewahren, was vom «Geist» kommt, um jene Charismen *richtig zu unterscheiden* und einzusetzen, die zur Einheit beitragen und mit dem priesterlichen Dienst in der Kirche verbunden sind. Denn es ist die Aufgabe der Priester, *«das Volk Gottes zu vereinen»,* nicht zu spalten. Und sie tun dies vor allem als Ausspender der heiligen Eucharistie.

Das Gebet wird uns also erlauben, wenn auch inmitten vieler Hindernisse, *jene Probe der Liebe zu geben,* die das Leben jedes Menschen bieten muss – und das des Priesters in einer besonderen Weise. Wenn diese Probe unsere Kräfte zu übersteigen scheint, erinnern wir uns an das, was der Evangelist von Jesus in Getsemani sagt: *«Und er betete in seiner Angst noch inständiger»* (Lk 22,44).

13. Das II. Vatikanische Konzil stellt das Leben der Kirche als eine *Pilgerschaft im Glauben* dar (vgl. LG, 48 ff.). Jeder von uns, liebe Brüder, hat aufgrund seiner priesterlichen Berufung und Weihe an dieser Pilgerschaft einen besonderen Anteil. Wir sind berufen, voranzugehen und die anderen zu führen, ihnen auf ihrem Weg als Diener des Guten Hirten zu helfen. Als Verwalter von Geheimnissen Gottes müssen wir daher eine *Glaubensreife* besitzen, die unserer Berufung und unseren Aufgaben entspricht. Denn «von Verwaltern verlangt man, dass sie sich treu erweisen» (1 Kor 4,2) vom Augenblick an, da der Herr ihnen sein Erbe anvertraut.

Deshalb ist es gut, dass auf dieser Pilgerschaft des Glaubens jeder von uns seinen *inneren Blick auf die Jungfrau Maria, die Mutter Jesu Christi,* des Sohnes Gottes, richtet. Sie nämlich geht uns – wie das Konzil im Anschluss an die Väter lehrt – voraus auf dieser Pilgerschaft (vgl. LG, 58) und gibt uns ein erhabenes Beispiel, das ich auch in meiner kürzlichen Enzyklika herausgestellt habe, die ich für das Marianische Jahr, auf das wir uns vorbereiten, veröffentlicht habe.

In ihr, der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau, entdecken wir auch *das Geheimnis* jener übernatürlichen *Fruchtbarkeit durch das Wirken des Heiligen Geistes,* durch die sie *«Typus» der Kirche* ist. Denn die Kirche wird «auch selbst Mutter: Durch Predigt und Taufe nämlich gebiert sie die vom Heiligen Geist empfangenen und aus Gott geborenen Kinder zu neuem und unsterblichem Leben» (LG, 64). Der Apostel Paulus bezeugt: «Meine Kinder, *für die ich von neuem Geburtswehen erleide»* (Gal 4,19). Die Kirche wird Mutter, indem sie wie eine Mutter leidet, die «bekümmert ist, weil ihre Stunde da ist; aber wenn sie das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an ihre Not über die Freude, dass ein Mensch zur Welt gekommen ist» (Joh 16,21).

Berührt dieses Zeugnis nicht vielleicht auch das Wesen unserer besonderen Berufung in der Kirche? Auf jeden Fall – so möchte ich zum Abschluss sagen – müssen wir, damit das Zeugnis des Apostels auch unser eigenes werden kann, *ständig zum Abendmahlssaal und nach Getsemani zurückkehren* und im Gebet und durch das Gebet *in die Herzmitte unseres Priestertums* gelangen.

Wenn wir zusammen mit Jesus rufen: «Abba, Vater», dann «bezeugt der Geist selber unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind» (Röm 8,15–16). «So nimmt sich auch

der Geist unserer Schwachheit an. Denn wir wissen nicht, worum wir in rechter Weise beten sollen; *der Geist selber tritt für uns ein mit Seufzen,* das wir nicht in Worte fassen können. Und Gott, der die Herzen erforscht, weiss auch, was die Absicht des Geistes ist» (Röm 8,26–27).

Empfangt, liebe Brüder, meinen österlichen Gruss und den Friedenskuss in Jesus Christus, unserem Herrn.

Aus dem Vatikan, am 13. April des Jahres 1987.

Johannes Paul II.

Weltkirche

Basisgemeinden erneuern Afrikas Kirche

Dass es in Lateinamerika christliche Basisgemeinden gibt, ist mittlerweile überall bekannt. Von den afrikanischen Basisgemeinschaften jedoch spricht man hierzulande weniger. In beiden Kontinenten entstanden die ersten Impulse dazu praktisch im gleichen Jahr. Noch bevor die Bischofsversammlung von Medellín im Jahre 1968 die Bildung von Basisgemeinden zu einer Priorität der Seelsorge erklärte, hatten die brasilianischen Bischöfe solche Gemeinschaften bereits in ihrem Pastoralkonzept 1962–65 vorgesehen. Und bereits 1961 sprachen sich die Bischöfe des selbständig gewordenen, bisherigen Belgisch-Kongo (heute: Zaire) dafür aus, dass die christlichen Basisgemeinschaften mithelfen sollten, der Kirche ein afrikanisches Gesicht zu geben sowie die Entwicklung der Gesellschaft und der menschlichen Würde zu fördern.

Afrikanisch

Die Basisgemeinden, die später auch in andern Ländern des Kontinents zur pastoralen Priorität erhoben wurden, entsprechen einem wesentlichen Charakterzug der Afrikaner: «Der afrikanische Mensch trägt in sich den tief verwurzelten Wunsch, zu einer Gemeinschaft zu gehören, wo er sich angenommen und anerkannt fühlt.»[1] Dieser Wunsch kommt auch in den Riten und Zeremonien der Stämme zum Ausdruck.

Die unter anderem von den Missionaren eingeführte westliche Kultur dagegen förderte den Individualismus. Auch die Pfarreien mit ihrer meist enormen Grösse waren nicht imstande, ein wirkliches Gemeinschaftsleben zu fördern. Darum war es dringend notwendig, Gemeinschaftsformen zu finden, die dem afrikanischen Menschen entsprechen.

Soziale Verantwortung

Die Hauptstadt von Zaire, Kinshasa, ist ein Ort, wo die «lebendigen christlichen Basisgemeinschaften» besonders verbreitet sind. Seit dort Kardinal Malula im Jahre 1970 mit der 1961 aufgestellten pastoralen Priorität ernst machte, gibt es heute über 1000 solcher Gemeinden. Schon 1971 wurde ein dreijähriger Kurs für die Ausbildung von Gemeindeleitern geschaffen.

Immer mehr sind nicht mehr die Grosspfarreien, sondern die Basisgemeinschaften der Ort, wo sich das kirchliche Alltagsleben abspielt. Schon vor zehn Jahren mahnte Kardinal Malula die Gemeinschaften, sich «nicht auf liturgische und spirituelle Probleme zu beschränken, sondern ein Augenmerk zu haben auf alles, was das Volk beschäftigt. Darum müssen auch die sozialen, wirtschaftlichen Aspekte und vor allem auch die Fragen des Familienlebens berücksichtigt werden.»

Der flämische Scheutist P. Daniel Delanote, neben dem Kardinal der aktivste Förderer des Engagements von Laien in der Kirche von Kinshasa, erklärte uns allerdings, auch heute noch würden viele Gemeinschaften sich nur zögernd sozialen Aufgaben zuwenden. Gerade in den letzten Jahren seien hier aber deutliche Fortschritte zu verzeichnen. Immerhin konnten die Pfarreien bereits dazu übergehen, den Bereich der Caritas und der Entwicklung an die Basisgemeinden zu delegieren.

Die Versammlungen

Jede Gemeinschaft trifft sich wöchentlich an einem Werktagabend. Die meisten Versammlungen laufen nach dem folgenden Plan ab:

- Eröffnungsgesang,
- Anrufung des Heiligen Geistes,
- Eröffnungsgebet,
- Zusammenfassung des Themas der letzten Woche,
- Behandlung eines neuen Themas, eingeleitet durch Bibellektüre, worauf eine Einführung durch den Gemeindeleiter folgt, bevor alle sich äussern können,
- spontane Fürbitten,
- Besprechung der aktuellen Probleme im Quartier,
- Schlussgebet.

Auf unsern Besuchen in Basisgemeinden von Kinshasa und anderswo in Afrika fiel auf, wie oft zwischen den einzelnen Teilen der Zusammenkünfte gesungen wurde. Auch hier kommt der afrikanische Charakter zum Durchbruch.

Theologische Bedeutung

In den Basisgemeinschaften wird ernst gemacht mit der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanums. Isabel Maria Diaz sieht in ihnen vor allem die Aspekte verwirklicht:

- Die Kirche als Sakrament des Heils für die Welt.
- Die Reintegration der kirchlichen Dienste in die Mitte des Volkes Gottes und seine Sendung.
- Die Laien als konstitutives und aktives Element des Volkes Gottes.
- Die theologische und institutionelle Wiederaufwertung der Ortskirche, in der die Gesamtkirche ihre Verwirklichung findet.
- Die Betonung der Würde der menschlichen Person und ihrer unverzichtbaren Rechte.
- Beziehung zwischen Glaube und Kultur (Inkulturation).

In den theologischen Abhandlungen über die Dienste und Ämter der Basisgemeinden wird stets hingewiesen auf das Beispiel der Urgemeinde. Dort war das Gemeinschaftsleben das erste, nicht eine festgefügte Struktur. Diese entwickelte sich erst im nachhinein, gemäss praktischen Notwendigkeiten. So haben sich auch in den afrikanischen Basisgemeinschaften nach und nach bestimmte Dienste herausgebildet, die den konkreten Bedürfnissen des Gemeindelebens entsprechen.

In Kinshasa hat der «Dienst am Wort» eine besondere Bedeutung. Dies zeigt sich darin, dass jährlich Tausende von Christen und Christinnen an Bibelkursen in Französisch oder in der einheimischen Sprache Lingala teilnehmen, nicht zuletzt im Hinblick auf die «biblische Animation» der Basisgemeinschaften. Die Absolventen sollen nicht in erster Linie befähigt sein, theoretische Exegese zu betreiben, sondern die Schwierigkeiten des Alltags «im Lichte des Wortes Gottes zu interpretieren» und gemeinsam mit den andern nach christlich verantwortbaren Lösungen zu suchen.

Weiter kennen die meisten Basisgemeinden Verantwortliche für Nachbarschaftshilfe, für Liturgie und Gebet sowie für administrative (finanzielle) Belange. Das wichtigste Amt jedoch ist jenes des Koordinators.

Und die Priester?

Umstritten ist noch, wie weit die Träger von Diensten und Ämtern[2] durch eine Insti-

[1] Isabel Maria Diaz, Les communautés ecclésiales de base: lieu théologique, Octobre 1985. Wir stützen uns im folgenden vor allem auf diese an der Theologischen Fakultät Kinshasa eingereichte, bisher unveröffentlichte Lizentiatsarbeit.

[2] Im Deutschen ergibt sich die grundsätzliche Schwierigkeit, ob das französische Wort «ministère» mit «Dienst» oder mit «Amt» wiederzugeben sei.

tutio amtlich beauftragt oder bloss in einer Feier von der jeweiligen Gemeinde in ihren Funktionen anerkannt werden sollen. Die Bischofskonferenz von Zaire sprach sich für die Institutio in einem offiziellen Ritus aus. Einige Bischöfe und manche Theologen finden dies überflüssig.

Wichtiger als die Frage der «Amtseinsetzung» ist zweifellos jene nach dem Zusammenspiel von «Laienämtern» mit den «Weiheämtern». Es gilt als selbstverständlich, dass der Priester auch in den neuen Kirchenstrukturen keineswegs überflüssig ist. Seine Rolle jedoch hat sich gewandelt. Was der kenianische Priester John Mutiso Mbinda dazu im «Concilium»[3] schrieb, hat auch für Zaire und wohl auch für die Schweiz seine Berechtigung: «Ich sehe das geistliche Amt und seine Funktionen inzwischen innerhalb der Basisgemeinden selbst angesiedelt, anstatt über ihnen. Aus mir wurde ein wirklicher ‹discipulus›, ein in Gemeinschaft Lernender, und nicht ein Mensch, der auf alle Fragen eine Antwort parat hat. Im Lichte des Evangeliums suchen wir gemeinsam nach dem Sinn unseres gegenwärtigen Lebens und unserer Geschichte, die die Geschichte Gottes ist. Es hat mich sehr betroffen gemacht, dass ich meine Rolle als Presbyter in der Vergangenheit derart überzog, dass ich begabte Leute der Basisgemeinde von ihrem Beitrag zu Leben und Wachstum der Gemeinde abhielt.»

Selbstverständlich müssen die angehenden Priester in ihrem Studium auf die Zusammenarbeit mit den Laien vorbereitet werden. In ihrer Arbeit über die Basisgemeinden in Kinshasa fragt Isabel Maria Diaz: «Haben die Laienämter und ihre Rolle in der Kirche in den Seminarien und Fakultäten ihren Platz? Oder sind die künftigen Priester eine vom Volk entfernte Elite?» In der Tat scheint hier einiges im argen zu liegen. In Kinshasa machte man uns in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, dass von den 20 «prêtres animateurs», die mit den bekannten «Laienpfarrern» (bakambi) zusammenarbeiten, alle bis auf einen Ausländer sind...

Keine andere Kirche

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Basisgemeinschaften der Ort sind, wo die Christen erfahren, dass sie selber Teil der Kirche sind. Dem christlichen Auftrag zur Umgestaltung der Welt können sie ganz konkret dort nachkommen, wo sie den Alltag leben, in ihrem eigenen Quartier.

Die Kirche ist durch die Basisgemeinschaften «näher beim Volk, besser in ihm inkarniert» (Kardinal Malula). Es entstand zwar keine andere Kirche, aber eine Kirche mit einem andern, menschlicheren und afrikanischeren Gesicht. *Walter Ludin*

[3] Auf Deutsch «Der Presbyter (Priester)», in: Concilium 20 (1984) S. 480–485.

Kirche Schweiz

«Cum humanitate et caritate»

Innerhalb des Palmsonntagsgottesdienstes in der Kathedrale von Freiburg weihte Bischof Pierre Mamie, assistiert von Weihbischof Gabriel Bullet und Bischof Henri Schwery, Präsident der Schweizer Bischofskonferenz, den zweiten Weihbischof des Bistums Lausanne, Genf und Freiburg, P. Amédée Grab OSB zum Bischof; der Bischofsweihe ging die Weihe der Heiligen Öle voraus, und der anschliessenden eucharistischen Liturgie stand der neue Weihbischof vor. In der von Papst Johannes Paul II. unterzeichneten Ernennungsbulle, die im Gottesdienst vom Kanzler des Bistums, Anton Troxler, verlesen wurde, wurde noch einmal der Sinn eines zweiten Weihbischofs herausgestellt: Die Aufgaben der Bischöfe nehmen zu, und deshalb zögert der Papst nicht, den Bischöfen, die um Weihbischöfe bitten, die einen Teil der Amtssorgen und -arbeiten übernehmen können, solche zur Seite zu geben. Ernannt werden die Weihbischöfe allerdings auf den Titel einer vakanten Bischofskirche – Weihbischof Grab wurde Titularbischof von Cene, einer kleinen Insel im Süden des heutigen Tunesien, wo sich im 2. und 3. Jahrhundert – vielleicht in einem Kloster – ein Bischofssitz befand. Von der klösterlichen Herkunft von Weihbischof Grab selber heisst es in der Bulle, durch die Befolgung der Regel des Heiligen Benedikt habe sich P. Amédée in den für das Bischofsamt erforderlichen Tugenden gefestigt, und andererseits weise ihm der Hauptpunkt dieser Regel – der Liebe Christi nichts vorziehen – den königlichen Weg seines Verhaltens.

Der Weg zum Bischofsamt sei eine Stufe, sagte Bischof Pierre Mamie in seiner Homilie, eine Stufe allerdings nicht nach oben, sondern nach unten, gelte es doch, Christus nachzufolgen (imitatio Christi) und dabei zu den Armen zu gelangen. Auch bei uns gebe es viele Arme, erklärte Bischof Mamie: «Bei uns gibt es noch Arme, die Hunger haben, die kalt haben, die kein Zuhause haben. Sie sind gut versteckt, aber es gibt sie. Es gibt Arme, die kein Land haben. Sie hatten eines, aber sie mussten aus ihm fliehen und haben bei uns noch keine neue Heimat gefunden. Es gibt auf der ganzen Welt Millionen Kinder, die vor Hunger sterben ... Aber es gibt auch noch andere Arme und andere Formen von Armut. Wenn unsere Option, die erste, die bevorzugte, die für die ‹Armen› ist, muss man auch daran erinnern, dass es Arme an Liebe gibt ... Sie werden nicht geliebt oder sie werden nicht gut geliebt oder sie lieben nicht gut. Wir müssen sie, demütig, gut lieben. Sie müssen wissen, dass es die Liebe gibt und dass sie möglich ist. Und es gibt noch andere Arme, zu denen man gelangen muss, wenn man mit Christus die Stufen der Amut hinabsteigt, nämlich die Armen an Heiligkeit und Freude.» Diesen Weg nach unten, diesen Abstieg mit Gott («syn-kata-basis»), muss gehen, wer ein guter Christ sein will, ein guter Ordensmann, eine gute Ordensfrau, ein guter Laie, ein guter Priester, ein guter Bischof. «Der gute Weg ist, Gott in sich zu tragen und mit den Armen die Quelle des Herzensfriedens zu suchen. Gehen Sie», rief Bischof Mamie, «und begegnen Sie den Armen und Jesus, das ist untrennbar, das ist ein und dasselbe.»

In seinem Grusswort unterstrich der neugeweihte Bischof Grab, man werde Bischof, um die Frohe Botschaft anzukündigen: «In aller Treue zum Lehramt, aus den Reichtümern der Tradition schöpfend, werde ich mich bemühen, es grossherzig zu tun, im Bewusstsein, der Diener und nicht der Meister des Wortes zu sein, aufmerksam gegenüber den Theologen, aber auch gegenüber dem Zeugnis, das der Geist durch die Gemeinden gibt, wie gegenüber dem Rufen des Geistes in den Herzen der Söhne (Gal 4,6).» Man werde Bischof, fuhr Bischof Grab fort, um zu heiligen: «Ich werde nicht vergessen, dass die Kirche unablässig aus der Eucharistie wiedergeboren wird, Opfer und Sakrament der Einheit.» Bei seinem Dienst wolle er weder das Wohl der Universalkirche vergessen noch vergessen, dass sein Dienst nur wirksam sein könne, «wenn er demütig alle Dienste und alle Gnadengaben koordiniere». Dieser Dienst an der Einheit möchte sich auch mit den konfessionellen Barrieren nicht abfinden, sondern seinen Teil – und sei er auch gering – dazu beitragen, dass eine Herde werde, so wie es nur den einen Hirten gibt.

Im Anschluss an den Gottesdienst waren alle Gottesdienstteilnehmer zu einem Empfang in der Grenette eingeladen, wo sie von Regierungsrat Félicien Morel, Präsident des Staatsrates des Kantons Freiburg herzlich willkommen geheissen wurden, allen voran der Erzbischof von Krakau, Kardinal Franziscek Macharski, und der Apostolische Nuntius in der Schweiz, Erzbischof

Eduardo Rovida, Bischöfe und Äbte, Vertreter verschiedener Kirchen und ökumenischer Organisationen, aber auch des Judentums. Staatlicherseits waren die Kantone Waadt und Neuenburg vertreten, das Bundesamt für Adjutantur (über die Militärseelsorge ist die Kirche mit der Armee vebunden) sowie die Freiburger Behörden aller Stufen. Darin erblickt Regierungsrat Morel die Anerkennung der historischen Rolle, die die anerkannten Kirchen (die 96 % der Freiburgischen Bevölkerung umfassen) spielten und spielen, wie auch ihres Beitrags zum Aufbau der Gesellschaft und zur Bildung der Bevölkerung; und so sei das Verhältnis zwischen kirchlicher und staatlicher Behörde im Kanton vom Willen zum Dialog und vom gegenseitigen Respekt geprägt. Dem Leitwort «Cum humanitate et caritate» von Bischof Amédée Grab schliesslich las Staatsrat Morel mit Freude ab, wohin sich das Interesse des neuen Weihbischofs richten werde: auf jene hin, die Hilfe, Gerechtigkeit und Liebe nötig haben. Dabei hat Bischof Grab – wie jeder Bischof, was Bischof Pierre Mamie nachdrücklich aussprach – «Freundschaft und Vertrauen nötig». Dass er sie nun auch das Jahr über erfahren darf, wünscht ihm *Rolf Weibel*

Berichte

Im Fadenkreuz der Öffentlichkeit

Dem Thema «*Unser Glaube im Fadenkreuz der öffentlichen Meinung*» widmete der Schweizerische Katholische Männerbund (SKMB) seine diesjährige Jahrestagung am Wochenende vom 14./15. März im Bildungshaus Bad Schönbrunn.

Der Informationsbeauftragte der Schweizer Bischofskonferenz, Hans-Peter Röthlin, führte die 50 Teilnehmer anhand zahlreicher Fallbeispiele in die Problematik der vielseitigen Beziehungen zwischen Kirche und Medien ein.

In einem ersten Referat zeigte er die wichtigsten Spielregeln für eine positive Zusammenarbeit von Vertretern der Kirche und Journalisten auf. Dabei legte er grosses Gewicht auf eine offene Informationspolitik und das Bewusstsein, dass hinter den Institutionen immer Menschen stehen, die miteinander in Kontakt treten und für ihre Arbeit auch verantwortlich sind. Dabei muss die Bereitschaft von kirchlicher Seite zur Information, sowie das Verständnis des Journalisten für kirchliche Fragen und sein Wille, sich an zuständiger Stelle zu erkundigen, vorhanden sein.

Das zweite Referat befasste sich mit den Beziehungen der kirchlichen Laien zu den Medien. Aufgrund verschiedener Fragen zu aktuellen Ereignissen aus der Mitte der Versammlung, kristallisierte sich das Bedürfnis der Laien heraus, über solche Fragen offen und kompetent informiert zu werden. Anderseits legte der Referent den Laien nahe, selber in ihrer Umgebung Sprachrohr von Gottes Geist zu werden und mit Mut auch aktiv zu gesellschaftlichen Fragen Stellung zu nehmen.

Die anschliessende Generalversammlung des SKMB unter der Leitung von Zentralpräsident Dr. Josef Brun wickelte die üblichen statutarischen Traktanden speditiv ab. Die seit einigen Jahren laufende Unterstützung der Missionsarbeit von P. Roulin in Kolumbien konnte auch im laufenden Jahr wieder mit Fr. 8000.– unterstützt werden. Geplant ist wieder eine Herbstwallfahrt nach Neuenkirch (LU) an das Grab von «Vater Wolf». Ferner werden sich alle Sektionen des SKMB in diesem Jahr vor allem für die Förderung geistlicher Berufe einsetzen.

Hermann Gähwiler

Hinweise

Theologische Fakultät Luzern

Am Mittwoch, 22. April 1987, beginnen an der Theologischen Fakultät, am Philosophischen Institut und am Katechetischen Institut die Vorlesungen des Sommersemesters 1987. Da die Vorlesungen öffentlich zugänglich sind, haben Interessenten und Interessentinnen die Möglichkeit, sich als Gasthörer für einzelne Vorlesungen einzuschreiben. Anmeldung und Bezug des Vorlesungsverzeichnisses beim Rektorats-Sekretariat der Fakultät, Pfistergasse 20, 6003 Luzern, Telefon 041-24 55 10.

Im Sommersemester werden überdies die folgenden öffentlichen Vorlesungen angeboten:

Pastoraltheologie

Schuld und Schuldbewältigung in theologischer, psychologischer und juristischer Sicht (Prof. J. Bommer, I. Meyer, Prof. G. Stratenwerth, J. Imbach, Dr. A. Beeli), je Donnerstag, 17.35–18.20 Uhr, erstmals Donnerstag, 23. April (Detailprogramm kann im Rektorats-Sekretariat angefordert werden);

Frau in Theologie und Kirche

Versuch einer feministischen Lektüre lukanischer (und einiger paulinischer) Texte (Dr. Marie-Louise Gubler), je Mittwoch, 20.00–21.45 Uhr, als Doppelstunde alle 14 Tage, erstmals Mittwoch, 29. April;

Schweizerische Kirchengeschichte

Mittelalterliche Klosterkultur in der Schweiz (Dr. Peter Ochsenbein), je Montag, 17.35–19.20 Uhr, als Doppelstunde alle 14 Tage, erstmals Montag, 27. April;

Bibelwissenschaft und Verkündigung

Essen und Trinken – alttestamentliche Hintergründe für das Eucharistieverständnis (Dr. Walter Bühlmann), je Montag, 20.00–20.45 Uhr, erstmals Montag, 27. April.

Alle öffentlichen Vorlesungen finden in den neuen Gebäulichkeiten der Theologischen Fakultät an der Pfistergasse 20 statt, Hörsaal T.1.

Fonds der Laientheologinnen und Laientheologen des Bistums Basel

Zu seiner ersten Generalversammlung lädt der im Vorjahr gegründete «Fonds der Laientheologen und Laientheologinnen des Bistums Basel» auf *Sonntag, 17. Mai 1987, 14.15 Uhr ins Bildungszentrum Matt, Schwarzenberg (LU),* ein. Mit etwa siebzig Mitgliedern (darunter auch Priester und Klöster) ist der Start gut geglückt. Bereits konnten einige Projekte finanziell unterstützt werden, der Generalversammlung werden weitere Unterstützungsbeiträge aus dem Fonds vorgeschlagen werden. Neben Jahresbericht und Jahresrechnung stehen Wahlen in den Vorstand an. Vorgeschlagen werden die bisherigen Mitglieder Ludwig Spirig-Huber, Toni Hodel-Kost und Stefan Hochstrasser-Friedli, dazu auch neu Judith Borer-Weskamp, Luzern, und Doris Belser-Schenker, Wohlen. Beide haben bereits im Vorstand mitgearbeitet, müssen jetzt aber von der Generalversammlung noch gewählt werden.

Weitere Informationen zu den Traktanden und zu den Anträgen des Vorstandes können bei Ludwig Spirig-Huber, Kirchrain 2, 6102 Malters, Telefon 041-97 25 23, bestellt werden.

Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen an der GV sind gebeten, die öffentlichen Verkehrsmittel zu benützen (Luzern ab 13.03 Uhr, Malters an 13.15 Uhr; Bern ab 12.00 Uhr Malters an 13.38 Uhr; Malters ab 13.40 Uhr Schwarzenberg an 13.53).

Eingeladen zu dieser Generalversammlung des «Fonds der Laientheologen und Laientheologinnen des Bistums Basel» sind alle Mitglieder des Vereins, alle, die es an dieser GV werden wollen, und alle andern Interessierten.

Im Anschluss an die GV findet die Tagung der Laientheologen und Laientheologinnen des Bistums Basel statt.

Ludwig Spirig-Huber

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Im Gespräch über den Zölibat

Vertreter aller Priesterräte unseres Landes und die Mitglieder der Kommission «Bischöfe-Priester» trafen sich mit den Bischöfen sowie mit den General- und Bischofsvikaren vom 6.–8. April 1987 zu einer Studientagung im Franziskushaus, Dulliken, zum Thema «Wie helfen wir uns gegenseitig, als Priester den Zölibat zu leben?» Neben dem Resultat einer Umfrage schafften drei Referate die Gesprächsgrundlage für die rund 50 Konferenzteilnehmer aus der ganzen Schweiz: Abbé Marc Donzé, Villars-sur-Glâne, befasste sich mit dem theologischen Aspekt der Frage; als Psychologe und Theologe setzte sich Josef Biner, Bern, mit den mehr psychologischen Dimensionen des Priesterzölibats auseinander; die Präsidentin der Vereinigung der Pfarrhaushälterinnen, Margrit Dobmann aus Schönenwerd, gab schliesslich aus ihrem Erfahrungsbereich einen Beitrag zum Tagungsthema.

Die Ergebnisse der anschliessenden Diskussionen in kleinen Gruppen wurden am Ende des zweiten Tages ins Plenum eingebracht und zusammengefasst. Befriedigt äusserten sich die Teilnehmer über die freundschaftliche Atmosphäre der Begegnung, über das gemeinsame Gebet und die Gottesdienste, die ein Klima des offenen Gesprächs und eine sachliche Auseinandersetzung ermöglichten. Insbesondere zeigte es sich, wie wichtig es ist, sich für die intensive Beschäftigung mit Sinn und Leben der ehelosen Hingabe um des Himmelreiches willen ausreichend Zeit zu nehmen. Die Kommission «Bischöfe-Priester» wird in absehbarer Zeit allen Priesterräten die Tagungsergebnisse mitteilen und sie bitten, diese Arbeit besonders zuhanden aller Priester weiter zu vertiefen.

Bistum Basel

Ernennung

Der Bischof von Basel, Dr. Otto Wüst, hat zum Dekan des Dekanates Frauenfeld-Steckborn ernannt:

Herrn P. *Norbert Ziswiler* OSB, Eschenz.

Der Amtsantritt des neuen Dekans ist auf Ostern 1987 festgesetzt worden. P. Norbert Ziswiler übernimmt damit die Nachfolge von Dekan Anton Schaller.

Bischöflicher Kanzler

Wahlen und Ernennungen

Franz Beerli, bisher Bezirkshelfer im Berner Oberland, zum Pfarrer von Diessenhofen, Basadingen und Paradies (TG) (Installation 17. 5. 1987);

Joseph Nietlispach, bisher Pfarrer der Pfarrei Peter und Paul, Allschwil (BL), zum Pfarrer von Rheinfelden (AG);

Hans Jürgen Zahnen, bisher Vikar in der Pfarrei St. Paul, Luzern, zum Pfarrer von Nussbaumen (AG) (Installation 17. 5. 1987).

Stellenausschreibung

Die vakante Pfarrstelle der Pfarrei Peter und Paul, *Allschwil* (BL), wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten melden sich bis zum 5. Mai 1987 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn.

Im Herrn verschieden

P. Josef Greter SMB, Pfarrer, Wohlenschwil

Josef Greter wurde am 7. Juni 1914 in Inwil geboren und am 18. April 1943 in Immensee als Mitglied der Missionsgesellschaft Bethlehem zum Priester geweiht. Nach Einsätzen in der eigenen Gemeinschaft und in der Seelsorge und im Bistum Chur trat er 1970 in den Dienst des Bistums Basel: 1970–1977 als Katechet in Lenzburg, seit 1978 als Pfarrer von Wohlenschwil. Er starb am 25. März 1987 und wurde am 30. März 1987 in Immensee beerdigt.

Albin Flury, Pfarresignat, Bern

Albin Flury wurde am 3. Januar 1920 in Basel geboren und am 29. Juni 1944 zum Priester geweiht. Er stand zuerst im Dienst der Pfarrei Interlaken: 1944–1949 als Vikar, 1949–1954 als Pfarrer. 1954–1981 war er (erster) Pfarrer der Pfarrei Bruder Klaus in Bern. Nach der Demission blieb er in Bern als Seelsorgeaushilfe. Er starb am 7. April 1987 und wurde am 13. April 1987 in Pfaffnau beerdigt.

Verstorbene

P. Anton Noti, Weisser Vater, Pfarrer, Simplon-Dorf

Ein wahrhaft ungewöhnliches Sterben war P. Noti beschieden: Nach der Teilnahme an einer Beerdigung in Naters am 10. März bestieg er das Postauto nach Simplon-Dorf. Auf der Fahrt schien er ruhig zu schlafen. Als seine Mitfahrer sich am Simplon-Hospiz von ihm verabschieden wollten, mussten sie feststellen, dass er tot war.

In einer tiefkatholischen Familie in Stalden (VS) am 31. August 1914 geboren, trat er nach seiner Matura in St-Maurice (VS) in die Gesellschaft der Weissen Väter ein und wurde nach den theologischen Studien in Nordafrika in Carthago 1942

Die Mitarbeiter dieser Nummer

P. Josef Brunner WV, route de l'Eglise, 3968 Veyras/Sierre

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

Hermann Gähwiler, Köschenrütistrasse 5, 8052 Zürich

Dr. P. Mauro Jöhri OFMCap, Dozent, Santuario-Convento Madonna del Sasso, 664 Orselina

P. Walter Ludin OFMCap, Wesemlinstrasse 42, 6006 Luzern

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor
Rolf Weibel, Dr. theol.
Frankenstrasse 7–9, Postfach 4141
6002 Luzern, Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren
Kurt Koch, Dr. theol. des., Lehrbeauftragter
St.-Leodegar-Strasse 4, 6006 Luzern
Telefon 041 - 51 47 55
Franz Stampfli, Domherr
Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen
Telefon 01 - 725 25 35
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer
9303 Wittenbach, Telefon 071 - 38 30 20

Verlag, Administration, Inserate
Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 80.–;
Ausland Fr. 80.– plus Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost).
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 53.–.
Einzelnummer: Fr. 2.– plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

zum Priester geweiht. Von 1942 bis 1972 arbeitete er als Missionar in Rwanda (Zentralafrika). Er war ein vorzüglicher Kenner der einheimischen Sprache und verstand das Volk zutiefst. Er darf füglich als ein ausserordentlicher Helfer der Armen und als ein Kämpfer für Gerechtigkeit bezeichnet werden. Mutig schritt er ein, wenn das einfache Volk von seinen neuen afrikanischen Gebietern unterdrückt wurde.

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz arbeitete er zwei Jahre als Krankenseelsorger im Spital Siders und übernahm 1974 auf Wunsch des Bischofs die Pfarrei Simplon-Dorf. Wie sehr er in diesen zwölf Jahren am Leben dieser Berggemeinde teilgenommen und sich für alle eingesetzt hat, zeigte die Hochschätzung und Dankbarkeit, die beim Beerdigungsgottesdienst zum Ausdruck kam. Nur die Hälfte aller Teilnehmer konnte Platz finden in der Kirche, wo Bischof Heinrich Schwery und etwa 50 Priester die heilige Eucharistie feierten.

P. Noti hat auch nach seiner Rückkehr aus Afrika seine missionarische Berufung nie vergessen. In vielen Zeitungsartikeln informierte er über Probleme von Kirchen und Völkern Innerafrikas und stellte sich oft kritisch gegenüber Ansichten von Entwicklungstheoretikern. Mit seiner 30-jährigen reichen Afrikaerfahrung konnte er sich das leisten. Sein ganzes Leben aber, ob in Afrika oder in der Heimat, galt dem Dienst am Mitmenschen.

Josef Brunner

Neue Bücher

Romanische Plastik

Drutmar Cremer, Leise Seinem Lobpreis nahen. Bilder aus dem Kreuzgang von Santo Domingo de Silos, Walter Verlag, Olten 1985, 80 Seiten.

Das uralte Benediktinerkloster Santo Domingo de Silos im nördlichen Kastilien geht in die westgotische Zeit des siebten Jahrhunderts zurück. Aus dem Beginn einer Blütezeit, die sich vom elften ins dreizehnte Jahrhundert erstreckte, stammt im Kreuzgang der Abtei eine kleine Reihe romanischer Plastiken von beeindruckender Schönheit und Aussagekraft. Der schon durch ähnliche Publikationen bekannte Laacher Mönch und Leiter des der Abtei angegliederten Kunstverlages P. Drutmar Cremer gibt diesen in Stein gegrabenen Zeugnissen des Glaubens eine besinnliche Deutung, die eine Brücke aus der Zeit des Hohen Mittelalters in unsere Moderne schlägt. P. Drutmar erweist sich als subtiler Betrachter des bildlichen Geschehens, er kennt sich aus in der symbolischen Ausdrucksweise des Mittelalters und findet dann fast mühelos die seelische Landschaft moderner Menschen. Der Autor schreibt einen anschaulichen, bewusst gepflegten und kultivierten Stil. Er gibt dem Prosatext seiner ausgereiften Abhandlungen auch lyrische Abschnitte bei, die in angemessenem Spiel mit Wort und Sprache das Meditierte neu und noch intensiver gestalten. Hervorzuheben ist auch die gepflegte, bibliophile Gestaltung des Buches. Sie entspricht der Ehrfurcht vor den grossen Meisterwerken romanischer Plastik.

Leo Ettlin

Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)

Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn

Telefon Geschäft und Privat
055 - 75 24 32

Haben Sie Interesse an einer abwechslungsreichen Tätigkeit im Sekretariat einer grösseren kath. Pfarrei im Aargau?

Wir suchen auf den 1. Juli oder nach Vereinbarung eine neue

Pfarreisekretärin

Wir anerbieten Ihnen ein zeitgemässes Salär, ein gutes Arbeitsklima, ein eigenes Büro, Pensionskasse, Fünftagewoche und 4 bzw. 5 Wochen Ferien.
Wir wünschen eine kaufmännische oder ebenbürtige Ausbildung, einige Jahre Praxis, Organisationstalent, Teamfähigkeit, Freude an der Pfarreiarbeit.

Melden Sie sich schriftlich mit Lebenslauf und Zeugnissen bei Eugen Vogel, Pfarrer, Hauserstrasse 18, 5200 Windisch AG

Alle
KERZEN
liefert
Herzog AG Kerzenfabrik
6210 Sursee 045-21 10 38

Wir suchen in unsere neurenovierte

Barockkirche

die Stationsbilder des Leidens Christi. Grösse ca. 30×40 cm.

Offerten sind erbeten an Kath. Kirchenverwaltung, 9127 St. Peterzell

Seelsorgepriester (3 Jahre Vikar, 13 Jahre Pfarrer) sucht aus Gesundheitsgründen

leichteren Pfarrposten

in kleinerer bis mittlerer Berg- oder Landpfarrei. (Rel.-Unterricht in Primarschule kann garantiert werden.) Keine Diasporapfarrei.

Angebote bitte unter Chiffre 1493 an die Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

Katholische Kirchgemeinde Herrliberg
Wir suchen ab sofort oder nach Vereinbarung

Katechet(in)

für Ober- bzw. Mittelstufe.

Interessenten richten ihre Bewerbung an Herrn Thomas Geiges, Kirchenpflegepräsident, Humrigenstrasse 39, 8704 Herrliberg

Haben Sie alte **Kelche, Monstranzen, Messgewänder** usw.? Wir sorgen dafür, dass diese an unsere Glaubensbrüder in den Ostblockländern weitergeleitet werden.

Liebeswerk Kirche in Not
Ostpriesterhilfe Schweiz, Hofstrasse 1, 6004 Luzern, Telefon 041 - 51 46 70

ARS ET AURUM
Kirchengoldschmiede

Der Spezialist für
- Restaurationen
- Neuanfertigungen
- Feuervergoldungen

M. Ludolini + B. Ferigutti, Zürcherstr. 35, 9500 Wil, Tel. 073/22 37 88

ARS ET AURUM
Kirchengoldschmiede

Orgelbau

Telefon
Geschäft 081 225170

Richard Freytag

CH-7012 FELSBERG/Grb.

FELSBERG AG

Katholische Kirchgemeinde Kriens bei Luzern

sucht per 1. August 1987 oder nach Übereinkunft

2 Mitarbeiter(innen) für Jugendseelsorge und Katechese

Es handelt sich um eine 1½-Stelle. Aufteilung gemäss Absprache.

Aufgabenbereich:
- Religionsunterricht an der Oberstufe (Blockunterricht)
- Jugendarbeit in der Pfarrei
- Mitarbeit in Seelsorge und Liturgie, je nach Interesse und Fähigkeiten

Integration und Einarbeitung sind gewährleistet.

Anmeldung und Auskünfte: Pater Joseph Huber, Pfarrer, Kirchrainweg 5, 6010 Kriens, Telefon 041 - 45 19 55

Pfarreienverband Zurzach-Studenland

Im Einvernehmen mit dem Personalamt der Diözese suchen wir auf Spätsommer 1987

Katechetin/Katecheten

im Vollamt.

Der Aufgabenbereich umfasst:
- Religionsunterricht an der Oberstufe
- Begleitung der Schüler im ausserschulischen Bereich
- Mitarbeit in Familien- und Schülergottesdiensten
- Mitarbeit in anderen Bereichen der Seelsorge und im Seelsorgeteam des Pfarreienverbandes.

Wir erwarten von der Mitarbeiterin/vom Mitarbeiter religiös-kirchliche Grundhaltung, Begeisterungsfähigkeit, Freude am schöpferischen Tun, Beweglichkeit und Fähigkeit zur Zusammenarbeit im Seelsorgeteam. Der Schwerpunkt der Arbeit wird Zurzach sein.

Anstellungsbedingungen gemäss den Richtlinien des Pastoralamtes. Entlöhnung gemäss den Richtlinien der röm.-kath. Landeskirche des Kanton Aargau.

Auskunft erteilt Georg Pfister, Pfarrer. Schriftliche Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen sind zu richten an den Präsidenten des Pfarreienverbandes Zurzach-Studenland, Herrn Dr. Franz Eberle, Beckenmoosstrasse 38, 8437 Zurzach

Messwein Fendant Terlaner San Pedro Samos

Edle Weine KOCH Reinach

WEINKELLEREI A.F. KOCH & CIE 5734 REINACH/AG TEL. 064 71 38 38

Gerne senden wir die neue Preisliste

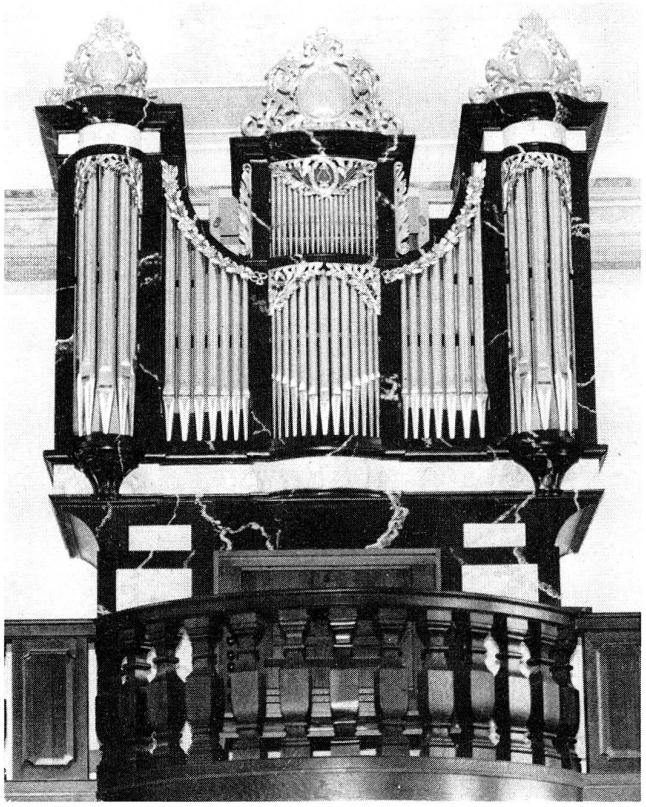
LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

Heinrich Federer

Niklaus von Flüe

Mit einem Geleitwort von Ludwig von Moos und einem Nachwort von Karl Fehr. 147 Seiten, geb., Fr. 28.–, Rex Verlag 1986.
Am 21. März 1987 jährte sich zum 500. Mal der Todestag von Niklaus von Flüe. In seinem Buch beschäftigt sich Federer – aufgewachsen in Sachseln – vor allem mit dem Volks- und Soldatenführer und dem Politiker Niklaus von Flüe. Er zeichnet darin das Bild des Heiligen vom Ranft in seiner Verflochtenheit mit Land und Volk von Obwalden.

Zu beziehen bei: Raeber Bücher AG, Frankenstrasse 9, 6002 Luzern, Telefon 041 - 23 53 63



Wallfahrtskapelle Gormund/Neudorf LU

Orgelbau W. Graf
6210 Sursee, Telefon 045 - 21 18 51

A.Z. 6002 LUZERN

Herr
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi
7000 Chur

7989

16/16. 4. 87